<36640346950011

Der

Markt des Lebens.

Ein Roman ohne einen Helden

von

William Makepeace Thackeray.

Aus dem Englischen

übersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Dritter Band.

Leipzig.

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1849.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

Herr Osborne nimmt die Familienbibel herunter.

Nachdem Dobbin so die Schwestern vorbereitet hatte, eilte er in die City, um den übrigen und schwerern Theil der Aufgabe zu lösen, die er unternommen hatte. Der Gedanke, dem alten Osborne gegenüber zu treten hatte allerdings etwas Schauerliches für ihn und mehr als einmal wollte er es den Mädchen überlassen, ihm das Geheimniß mitzutheilen, das sie, wie er wußte, nicht lange würden verschweigen können. Aber er hatte Georg versprochen ihm zu melden, wie der alte Osborne die Nachricht aufgenommen habe und so ging er in die City nach dem Geschäftslocale des Alten, gab ein Briefchen an Herrn Osborne ab und bat um eine halbstündige Unterredung in Sachen seines Sohnes Georg. Er erhielt darauf die Nachricht, Herr Osborne würde sich freuen den Herrn Capitain sofort zu sehen und so ging denn Dobbin zu ihm.

Der Capitain, der ein halbverbrecherisches Geheimniß mitzutheilen und die Aussicht auf eine peinliche stürmische

Unterredung vor sich hatte, trat sehr verlegen ein und ging durch das vordere Local, in welchem Herr Chopper saß, der ihn lächelnd begrüßte, was ihn noch mehr aus der Fassung brachte. Herr Chopper blinzelte und nickte, wies mit der Feder nach der Thür seines Prinzipals und sagte: „Sie werden den Herrn zu guter Zeit treffen."

Osborne stand denn auch auf, drückte ihm herzlich die Hand und sagte: „wie geht's, Lieber?" mit einer Freundlichkeit, daß Georgs Abgeordneter sich doppelt schuldig fühlte. Seine Hand lag wie todt in jener des alten Herrn. Er fühlte, daß er, Dobbin, mehr oder weniger die Ursache von allem gewesen, was geschehen war. Er hatte Georg zu Amalien zurückgebracht; er hatte die Heirath gefördert, die er nun Georgs Vater anzeigen sollte und der letztere empfing ihn mit lächelndem Willkommen, klopfte ihm auf die Achsel und nannte ihn seinen lieben Dobbin. Der Abgeordnete hatte wirklich guten Grund den Kopf hängen zu lassen.

Osborne war völlig überzeugt, daß Dobbin gekommen sei, ihm seines Sohnes Unterwerfung anzuzeigen. Herr Chopper und dessen Prinzipal besprachen eben die Sache zwischen Georg und dessen Vater als das Briefchen von Dobbin abgegeben wurde und beide waren der Meinung, Georg sende seine Unterwerfung ein. Beide hatten sie schon einige Tage erwartet und „Gott, Chopper, was für eine Heirath werden wir haben," sagte Herr Osborne zu seinem Cassirer indem er mit den dicken Fingern schnappte und mit allen Guineen und Schillingen in seinen großen Taschen klimperte, während er seinen Untergebenen mit triumphirenden Blicken ansah.

Eine ähnliche Operation nahm Osborne jetzt in beiden Taschen vor, während er, Osborne, mit vergnügter Miene von seinem Stuhle aus Dobbin ansah, der still und blaß vor ihm saß. „Wie ungeschickt er doch ist für einen Capitain in der Armee!“ dachte der Alte. „Es ist merkwürdig, daß ihn Georg nicht besser gezogen hat.“

Endlich nahm Dobbin seinen Muth zusammen, um anzufangen. „Herr Osborne,“ sagte er, „ich bringe Ihnen sehr wichtige Nachrichten. Ich bin diesen Morgen im Kriegsministerium gewesen und es unterliegt keinem Zweifel, daß unser Regiment ins Ausland beordert wird, so daß es schon in nächster Woche auf dem Wege nach Belgien sein wird. Sie wissen auch, daß wir vor einem Kampfe nicht zurückkommen werden, der manchem von uns verderblich werden kann.“

Osborne wurde ernsthaft. „Mein S—, das Regiment wird seine Schuldigkeit thun, denke ich,“ sagte er.

„Die Franzosen sind sehr stark,“ fuhr Dobbin fort, „und es wird lange währen, ehe die Russen und Oesterreicher ihre Truppen so weit bringen. Wir werden zuerst in das Gefecht kommen und verlassen Sie sich darauf, Bonaparte wird dafür sorgen, daß es ein hitziges wird.“

„Wohinaus wollen Sie, Dobbin?“ sagte der Alte unruhig. „Ein Engländer, wie ich, fürchtet sich vor keinem Franzosen, he?“

„Ich meine nur, daß Sie, ehe wir aufbrechen und wegen der großen Gefahr, die jedem von uns bevorsteht, einander die Hände reichen sollten, wenn Zwistigkeiten zwischen Ihnen und Georg bestehen, nicht? Wenn ihm etwas

zustoßen sollte, würden Sie es sich nie verzeihen, glaube ich, daß Sie im Groll geschieden." Der arme Dobbin wurde über und über roth während er dies sagte, und fühlte und gestand es sich, daß er ein Verräther sei. Wäre er nicht gewesen, würde es zu einer solchen Trennung nicht gekommen sein. Warum war Georgs Heirath nicht verschoben worden? Warum mußte sie so beschleunigt werden? Er fühlte es, daß Georg von Amalien ohne sehr großen Schmerz geschieden sein würde. Auch Amalie selbst hätte sich vielleicht von dem Schlage ihn zu verlieren, erholt. Sein Rath hatte die Heirath veranlaßt mit allem was daraus folgte. Und warum? Weil er sie so sehr liebte, daß er sie nicht unglücklich sehen konnte, oder weil seine eigenen Leiden so unerträglich waren, daß er sie lieber mit einem Male erstickt sah, wie wir nach einem Todesfalle zur Beerdigung drängen, oder, wenn eine Trennung von Geliebten bevorsteht, keine Ruhe haben, bis der Abschied vorüber ist.

„Sie sind ein guter Mensch, Capitain," sagte Osborne in besänftigtem Tone, „und Sie haben Recht, daß wir, ich und Georg, nicht im Groll scheiden dürfen. Sehen Sie, ich habe für ihn so viel gethan, wie je ein Vater gethan hat. Dreimal so viel Geld hat er von mir erhalten als Ihnen Ihr Vater gegeben hat, dafür stehe ich. Aber ich rühme mich dessen nicht und will es nicht sagen, wie ich um seinetwillen gearbeitet und meine Kraft und Talente aufgeboten habe. Fragen Sie nur Chopper. Fragen Sie ihn selbst. Fragen Sie die City von London, und jetzt schlage ich ihm eine Heirath vor, auf die jeder

Edelmann im Lande stolz sein könnte, — es ist das einzige, was ich jemals von ihm verlangt habe und er schlägt es mir ab. Habe ich Unrecht? Habe ich den Zank herbeigeführt? Suche ich etwas Anderes als sein Wohl, für das ich mich wie ein Sträfling abgemüht habe seit er geboren ist? Niemand kann sagen, es liege Selbstsucht in mir. Er möge also immer zurückkommen. Da ist meine Hand, sage ich. Vergessen und vergeben, sage ich. Jetzt kann vom Heirathen nicht die Rede sein. Er mag nur mit Miß Schwarz in Ordnung kommen, die Heirath kann stattfinden, wenn er als Oberst zurückkehrt, denn Oberst soll er werden, bei Gott, er soll's werden, wenn es durch Geld zu ermöglichen ist. Ich freue mich, daß Sie ihn herumgebracht haben, ich weiß es, Sie sind es gewesen, Dobbin. Sie haben ihn schon vorher aus mancher schlimmen Sache geholfen. Er mag aber in Gottes Namen kommen, ich werde nicht hart sein. Kommen Sie und essen Sie beide heute bei uns. Wie gewöhnlich. Sie werden einen Wildpretrücken finden."

Dieses Vertrauen zerschnitt Dobbins Herz. So lange das Gespräch in diesem Tone fortdauerte, fühlte er sich immer schuldiger. „Ich fürchte," sagte er endlich, „Sie täuschen sich. Sie täuschen sich ganz gewiß. Georg ist ein zu hochsinniger Mann, als daß er nach Geld heirathen würde. Einer Drohung von Ihrer Seite ihn zu enterben, würde Widerstand von der seinigen folgen."

„Was? Mann, nennen Sie das eine Drohung, wenn man ihm jährlich achttausend Pfd. bietet?" sagte Osborne noch immer in guter Laune. „Bei Gott, wenn mich Miß

Schwarz haben wollte, ich heirathete sie selbst. Ich stoße mich an eine etwas dunkle Hautfarbe nicht.“ Und der alte Herr machte sein pfiffiges Gesicht und lachte laut.

„Sie vergessen die früheren Verpflichtungen, die Georg übernommen hat,“ sagte der Abgeordnete ernst.

„Welche Verpflichtungen? Was zum Teufel, meinen Sie? Sie meinen doch nicht“ fuhr der Alte fort und er erzürnte sich schon, da ihm nun der Gedanke aufstieg, „Sie meinen doch nicht, er sei ein solcher Narr, um sich noch immer an die Tochter jenes alten Schwindlers und Bankrottirers zu hängen? Sie sind doch nicht hierhergekommen, um mir anzuzeigen, er wolle sie heirathen? Sehr gut! Mein Sohn und Erbe eine Bettlerstochter heirathen! Wenn er's thut, Gott verdamm ihn! so mag er sich einen Besen kaufen und die Straßen kehren. Sie hat immer mit ihm getändelt und nach ihm geangelt, ich weiß es wohl und ich zweifele nicht daran, daß sie durch den Schwindler, ihren Vater, dazu irregeleitet worden ist.“

„Herr Sedley war Ihr bester Freund,“ fiel Dobbin ein, der sich fast freute, daß ihm die Galle anfing überzulaufen. „Es gab eine Zeit, in der sie ihn anders nannten und nicht Betrüger und Schwindler. Die Verbindung wurde durch Sie selbst eingeleitet. Georg hat kein Recht mit dem Herzen des Mädchens zu spielen.“

„Zu spielen!“ schrie der alte Osborne. „Hol mich der Teufel, dieselben Worte, welche der Herr Sohn gebrauchte als er sich am Donnerstage vor vierzehn Tagen aufs große Pferd setzte und gegen seinen Vater von der brittischen Armee sprach. Was? Haben Sie ihn dazu

gebracht? Gehorsamer Diener, Herr Capitain. Wollen Sie Bettler in meine Familie bringen! Sie heirathen! Warum denn nicht? Sie käme zeitig genug noch ohne das zu ihm."

„Herr," fiel Dobbin ein, indem er in unverstelltem Zorn aufsprang, „in meiner Gegenwart wird Niemand diese Dame beleidigen und Sie am wenigsten."

„Wollen Sie mich gar herausfordern? Halt! Lassen Sie mich erst nach Pistolen klingeln. Schickte Georg Sie her, seinen alten Vater zu beleidigen?" sagte Osborne indem er heftig an der Klingelschnur zog.

„Herr Osborne," sagte Dobbin mit bebender Stimme, „Sie beleidigen das beste Wesen in der Welt. Sie würden wohlthun, wenn Sie Amalien schonten, denn sie ist — Ihres Sohnes Weib."

Dobbin fühlte, daß er nun nichts mehr sagen könnte und ging hinweg, während der alte Osborne in seinem Stuhle zurücksank und ihm zornentbrannt nachsah. Dem Rufe der Klingel zufolge kam ein Commis herein und der Capitain war kaum aus dem Hofe hinaus, als Chopper ihm ohne Hut nachgelaufen kam.

„Um Gottes Willen, was ist's?" fragte Herr Chopper indem er den Capitain am Rockschoße faßte. „Der Prinzipal ist ohnmächtig geworden. Was hat Herr Georg gethan?"

„Er hat sich vor einigen Tagen mit Miß Sedley verheirathet," antwortete Dobbin. „Ich war dabei, Herr Chopper, und Sie müssen sein Freund bleiben."

Dobbin bat dann noch Chopper ihm weitere Nachrich-

in das Gasthaus zu senden, in dem er wohne, und schritt niedergeschlagen weiter nach Westen, sehr beunruhiget über die Vergangenheit und die Zukunft.

Als die Familie am Russell-Platze diesen Abend zu Tische kam, fand sie den Vater auf seinem gewöhnlichen Platze, aber mit der finstern Miene, welche jedesmal, wenn sie sich zeigte, den ganzen Kreis im tiefen Schweigen erhielt. Die Damen und Herr Bullock, der da aß, fühlten, daß Herrn Osborne die wichtige Nachricht mitgetheilt worden sei. Seine finstere Miene schüchterte selbst Herrn Bullock so ein, daß er nichts sprach, aber er war ungemein aufmerksam gegen Miß Maria, neben der er saß, und gegen deren Schwester, die er vor sich bei Tische hatte.

Miß Wirt saß allein an der einen Seite, da ein Platz zwischen ihr und der ältern Tochter vom Hause leer blieb. Es war dies der Platz Georgs, wenn er im Aelternhause speisete und es wurde, wie erwähnt, ein Gedeck für ihn gelegt, weil man immer seine Rückkehr erwartete. Während der Mahlzeit kam nichts vor außer Herrn Bullocks vertraulichem Geflüster und dem Klappern der Teller, welches die allgemeine Stille unterbrach. Die Diener schlichen leise umher. Der Rehrücken, zu dem er den Capitain Dobbin eingeladen hatte, wurde von Herrn Osborne in tiefem Schweigen tranchirt, sein Theil aber wurde unangetastet abgetragen, ob er gleich viel trank und der Diener ihm das Glas sehr fleißig vollschenkte.

Endlich, ganz zum Schlusse, hefteten sich seine Augen, mit denen er alle Anwesenden der Reihe nach angestiert hatte, auf das für Georg daliegende Gedeck. Sogleich

wies er mit der linken Hand darauf. Seine Tochter sah ihn dabei an und verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen, auch verstanden ihn die Diener nicht sogleich.

„Nehmt das Gedeck weg!“ sagte er endlich indem er mit einem Fluche aufstand. Dann stieß er seinen Stuhl zurück und ging in sein Zimmer.

Hinter Osborne's Speisezimmer befand sich das gewöhnliche Zimmer, welches in dem Hause das Studirzimmer hieß und das Allerheiligste des Hausherrn war. Hierher begab er sich am Sonntagvormittag, wenn er nicht in die Kirche gehen wollte und hier verbrachte er den Morgen, um in seinem rothen Lederstuhle die Zeitung zu lesen. Es standen da ein Paar Bücherschränke mit den classischen englischen Werken in schönen Einbänden und reicher Vergoldung. Freilich nahm er von Jahresanfang bis zu dem Jahresende keines der Bücher heraus, gleichwohl würde sich kein Mitglied der Familie unterstanden haben eines derselben anzurühren, ausgenommen an den seltenen Sonntagsabenden, an denen keine Gesellschaft, kein Essen war und die große rothe Bibel und das Gebetbuch aus der Ecke geholt wurden, wo sie neben dem Adelskalender standen und Osborne, nachdem die Dienstleute in das Speisezimmer gerufen worden waren, mit lauter krächzender Stimme der Familie den Abendsegen oder ein Kapitel aus der Bibel vorlas. Niemand im Hause, weder ein Kind noch ein Dienstbote, trat ohne ein gewisses Grauen in dieses Zimmer. Hier hielt er Rechnung über die Kosten seines Hauswesens und ging das Kellerbuch des Bedienten durch. Von hier aus konnte er über den

mit Kies und Sand reinlich bestreuten Hof hinweg die Stallthür sehen, zu welcher auch eine seiner Klingeln führte; läutete diese, so erschien der Kutscher in dem Hofe wie ein Angeklagter auf seinem Platze und Osborne fluchte und wetterte ihn an von dem Fenster seines Studirzimmers aus. Viermal im Jahre betrat Miß Wirt dieses Zimmer, um ihren Gehalt in Empfang zu nehmen, viermal kamen seine Töchter dahin, um ihre vierteljährigen Nadelgelder zu erhalten. Als Knabe hatte Georg gar oftmals in diesem Zimmer Schläge bekommen, während seine Mutter krank in dem Zimmer darüber saß und auf die Hiebe hörte. Selten schrie der Junge unter dieser Züchtigung, die arme Mutter küßte und streichelte ihm darauf ins geheim und gab ihm Geld, um ihn zu besänftigen, wenn er wieder erschien.

Ueber dem Kamine hing ein Familienbild, das nach dem Tode der Mutter Georgs aus dem vordern Zimmer daher gebracht worden war: Georg auf einem kleinen Pferde, die ältere Schwester ihm einen Blumenstrauß entgegenhaltend, die jüngere an der Hand der Mutter, alle mit rothen Backen und großem rothem Munde, einander anlachend wie es Styl auf solchen Familienbildern ist. Die Mutter schlummerte nun unter der Erde, längst vergessen; die Schwestern und der Bruder hatten hundert verschiedene Interessen und waren einander so ziemlich entfremdet. Wie bitter satyrisch sprechen diese kindlichen Familienportraits mit ihren erlogenem zartfreundlichem Lächeln und ihrer so selbstbewußten Unschuld, wenn man sie nach zwei- oder dreimal zwanzig Jahren ansieht und alle

darauf Abgebildeten alt geworden sind! Osborne's eigenes Staatsportrait mit dem großen silbernen Schreibzeuge und dem Lehnstuhle nahm den Ehrenplatz in dem Speisezimmer ein, nachdem die Familiengruppe da weggenommen worden war.

In sein Studirzimmer also begab sich der alte Osborne und er nahm dadurch der Gesellschaft, welche er verließ, eine drückende Last ab. Nachdem die Diener sich entfernt hatten, fing man an ziemlich zungenfertig wenn auch leise zu sprechen, dann ging man still die Treppe hinauf und Herr Bullock begleitete die Damen vorsichtig in seinen knarrenden Schuhen. Er hatte den Muth nicht allein da sitzen zu bleiben und Wein zu trinken so nahe bei dem schrecklichen alten Manne in dem Studirzimmer neben an.

Nachdem es wenigstens eine Stunde schon dunkel gewesen war, wagte der Bediente, dem nicht geklingelt worden, an die Thür zu klopfen und Wachslichter und Thee hineinzutragen. Der Hausherr saß in seinem Stuhle und stellte sich als läse er die Zeitung. Nachdem der Diener die Lichter und den Thee auf den Tisch gestellt hatte, stand der alte Osborne auf und schloß hinter ihm die Thür zu. Diesmal konnte sich Niemand irren und Jedermann im Hause wußte, daß irgend eine große Katastrophe eintreten würde, die höchst wahrscheinlich den Herrn Georg betreffen dürfte.

In dem großen glänzenden Mahagoni-Secretair hatte Osborne ein Fach ausschließlich für seines Sohnes Angelegenheiten und Papiere. Hier bewahrte er alles

auf was ihn betraf seit er ein Knabe gewesen; hier lagen seine Schreib- und Zeichenbücher, wie seine ersten Briefe, in welchen er den Aeltern gratulirt und um einen Kuchen gebeten hatte. Sein lieber Pathe Sedley war darin mehr als einmal erwähnt. Flüche zitterten auf des Alten bleichen Lippen und finsterer Haß und Groll nagten an seinem Herzen während er einige dieser Papiere erblickte und jenen Namen fand. Sie waren alle bezeichnet, geordnet und mit rothem Band zusammengebunden. Es stand darauf: „von Georg, will 5 Shill. haben, 23. Apr. 18— ; beantwortet am 25. April," oder „Georg wegen eines Pferdchens, Octbr. 13." u. s. w. In einem andern Packet befanden sich die Rechnungen von Dr. S.. — „Georgs Schneiderrechnungen und Tratten von G. Osborne jun. auf mich" rc. Seine Briefe aus Westindien, die Briefe seiner Agenten und die Zeitungsblätter, die seine Beförderungen enthielten. Da lag auch eine Peitsche, die er als Knabe geführt hatte und in einem Papiere eine Locke von seinem Haar, die seine Mutter sonst an sich getragen hatte.

Der unglückliche Mann beschäftigte sich mehrere Stunden lang mit diesen Erinnerungen aus vergangenen Zeiten. Seine liebsten Eitelkeiten, ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen hatten sich hier befunden. Welchen Stolz hatte er auf diesen Knaben gesetzt! Er war das schönste Kind gewesen, das man jemals gesehen. Jedermann sagte, er sehe aus wie das Kind aus einem adelichen Hause. Eine königl. Prinzessin hatte ihn einmal bemerkt in dem Garten zu Kew, ihn geküßt und nach

seinem Namen gefragt. Welcher andere Kaufmann in der City konnte einen gleichen Sohn zeigen? Und war für einen Prinzen besser gesorgt worden? Alles, was durch Geld zu erlangen ist, hatte sein Sohn gehabt. An Examentagen pflegte er in einem vierspännigen Wagen mit den Dienern in neuer Livrée hinzufahren und unter die Knaben der Schule, wo Georg war, Schillinge auszuwerfen und als Georg zu seinem Regimente abging, gab er, ehe derselbe sich nach Canada einschiffte, den Officieren ein Festmahl, an welchem der Herzog von York hätte Theil nehmen können. Und hatte er sich jemals geweigert einen Wechsel zu honoriren, den Georg auf ihn gezogen? Da lagen sie alle — bezahlt, ohne Widerrede. Mancher General in der Armee hatte keine solchen Pferde wie der Capitain Osborne. Der Knabe stand ihm vor Augen an hundert verschiedenen Tagen — nach Tische, wenn er so keck wie ein Lord hereinzukommen und sein Glas neben dem Vater oben an der Tafel zu leeren pflegte, — auf dem Pony in Brighton, wo er über die Hecke setzte, — an dem Tage, als er dem Prinzen-Regenten beim Lever vorgestellt worden war und der ganze Palast St. James keinen schönern jungen Mann zeigen konnte. Und nun das Ende von allem! — verheirathet mit der Tochter eines Bankerottirers und entwichen vor seiner Pflicht und einem großen Vermögen! Welche Demüthigung und Wuth, welche Täuschung des Ehrgeizes, welche Wunden verletzter Eitelkeit hatte der alte Mann nun zu ertragen!

Nachdem er die Papiere gemustert und in einem und

dem andern mit dem bittersten von allen hoffnungslosen Weh gelesen hatte, in welchem Unglückliche an vergangene glückliche Zeiten denken, nahm Georgs Vater die sämmtlichen Papiere aus dem Kasten heraus, in welchem er sie so lange aufbewahrt hatte und schloß sie in ein Schreibkästchen ein, das er zuband und zusiegelte. Dann öffnete er den Bücherschrank und nahm die erwähnte große rothe Bibel heraus, ein kostbares Buch, das selten angerührt wurde und über und über von Gold glänzte. Vorn befand sich ein Titelbild, die Opferung Isaacs durch Abraham. Hier hatte Osborne der Gewohnheit gemäß auf dem weißen leeren Blatte mit deutlicher kaufmännischer Schrift das Datum seiner Verheirathung und des Todes seiner Frau, sowie das der Geburt und die Taufnamen seiner Kinder eingetragen. Zuerst kam Jane, dann Georg Sedley Osborne, dann Maria Frances. Er nahm dann eine Feder, strich Georgs Namen sorgfältig aus und als die Dinte wieder vollkommen getrocknet war, stellte er das Buch an die Stelle, von der er es genommen hatte. Darauf nahm er ein Papier aus einem andern Kasten, in welchem sich seine Privatpapiere befanden, überlas es, rollte es zusammen, hielt es an die Flamme einer der Kerzen und ließ es in dem Kamine vollständig verbrennen. Es war sein Testament. Nachdem es zu Asche gebrannt war, setzte er sich hin, schrieb einen Brief und klingelte dem Diener, dem er auftrug, den Brief früh abzugeben. Es war schon früh, denn als er sich in sein Bett legte, schien bereits die Sonne und die Vögel zwitscherten unter den grünen Blättern auf dem Russell-Platze.

Um die Familie Osborne in guter Laune zu erhalten und für Georg so viele Freunde als möglich in der Stunde des Todes zu gewinnen, schrieb William Dobbin, welcher wußte, einen wie wohlthätigen Einfluß gutes Essen und guter Wein auf die Seele des Menschen haben, sofort nach seiner Rückkehr in das Gasthaus eine ungemein freundliche Einladung an Thomas Chopper, mit ihm am nächsten Tage zu speisen. Chopper erhielt das Briefchen ehe er die City verließ und antwortete alsbald zusagend. Auch zeigte er die Einladung und das Conzept seiner Antwort seiner Frau und seinen Töchtern als er Abends nach Hause kam und sie sprachen beim Thee viel von achtbaren Offizieren und vornehmen Männern. Als die Mädchen sich zur Ruhe begeben hatten, unterhielten sich Chopper und Frau noch über die seltsamen Ereignisse, welche in der Familie des Prinzipals vorgekommen. Nie hatte er denselben so erschüttert gesehen. Als er nach der Entfernung Dobbins zu Herrn Osborne gekommen, hatte er ihn mit fast schwarzem Gesicht ohnmächtig gefunden; er mußte nothwendig einen heftigen Zank mit dem jungen Capitain gehabt haben. Chopper hatte den Auftrag erhalten, alle die Summen zusammenzustellen, welche Capitain Osborne in den letzten drei Jahren erhalten.

„Einen schönen Haufen Geld hat er bekommen," sagte der Buchhalter und er achtete und schätzte seinen alten und jungen Herrn um so mehr nach der Art, wie sie mit den Guineen um sich geworfen hatten. Der Streit mußte über Miß Sedley hergekommen sein. Frau Chopper versicherte, sie bedauere sehr, daß das arme junge

Mädchen einen so schönen jungen Mann wie den Capitain verliere. Chopper dagegen hielt nicht viel von Miß Sedley, da sie die Tochter eines unglücklichen Speculanten war, der sehr geringe Procente gezahlt hatte. Das Haus Osborne dagegen setzte er über jedes andre in der City von London und er hoffte und wünschte, daß Capitain Georg „eine Adelige" heirathe. Der Buchhalter schlief in dieser Nacht um vieles ruhiger als sein Prinzipal, küßte seine Kinder nach dem Frühstücke, dem er mit recht gutem Appetite zusprach (obgleich der Thee dünn und mit schlechtem Zucker versüßt war), machte sich in seinem besten Sonntagsstaate auf den Weg nach dem Geschäfte und versprach seiner ihn bewundernden Frau, dem Portweine des Capitain Dobbin Abends nicht zu sehr zuzusprechen.

Das Aussehen des alten Herrn Osborne als er zu seiner gewöhnlichen Zeit in der City erschien, fiel denen, welche guten Grund hatten den Ausdruck desselben zu beachten, als ganz besonders unheimlich auf. Um zwölf Uhr erschien einer Aufforderung gemäß der Advokat Higgs, wurde in das Zimmer des Prinzipals eingeführt und blieb da länger als eine Stunde. Ungefähr gegen ein Uhr erhielt Herr Chopper einen Brief von dem Diener des Capitain Dobbin mit einer Einlage an Herrn Osborne, die der Buchhalter hineingab. Bald darauf wurden Chopper und Birch, der nächste Commis, aufgefordert, als Zeugen ein Papier zu unterschreiben. „Ich habe ein anderes Testament gemacht," sagte Osborne, sonst wurde nichts gesprochen. Herr Higgs sah ungemein ernsthaft aus, als er aus dem Zimmer des

Alten kam und dicht an Chopper vorbeiging, aber er sagte gar nichts. Man bemerkte übrigens, daß Herr Osborne den ganzen Tag über sehr ruhig und gelassen war, zur großen Verwunderung derer, welche von seiner drohenden Miene Schlimmes befürchtet hatten. Er schimpfte an diesem Tage Niemanden, ja man hörte ihn nicht einmal fluchen. Sehr bald verließ er das Geschäft, aber ehe er fortging, rief er seinen Buchhalter nochmals zu sich, gab ihm allgemeine Verhaltungsmaßregeln und fragte ihn nach einiger verlegenen Zögerung, ob er wisse, ob Capitain Dobbin in der Stadt sei. Chopper antwortete, er glaube, daß er da sei. Beide wußten es recht gut.

Da nahm Osborne einen an diesen Officier gerichteten Brief, gab ihn Chopper und befahl denselben sofort dem Capitain selbst übergeben zu lassen.

„Und nun, Chopper," sagte er indem er den Hut nahm mit einer seltsamen Miene, „werde ich ruhig sein." Mit dem Glockenschlag zwei (offenbar nach einer Verabredung) erschien Herr Fred. Bullock und ging mit Herrn Osborne fort.

Der Oberst des —ten Regiments, in welchem die Herrn Dobbin und Osborne Compagnien hatten, war ein alter Mann, der seinen ersten Feldzug unter Wolf in Quebeck gemacht hatte, und seitdem längst zu altersschwach zum Commandanten gewesen war, aber er nahm Antheil an dem Regimente, an dessen Spitze er dem Namen nach stand und sah gern einige seiner jungen Officiere an seinem Tische, — eine Hausfreundschaft, die, wie ich glaube, unter seinen Collegen heut zu Tage nicht eben beliebt ist. Der Capi-

tain Dobbin namentlich war ein Liebling des alten Soldaten. Dobbin besaß umfassende Kenntniß in der Literatur seines Standes und konnte über den großen Friedrich, die Kaiserin von Oesterreich und deren Kriege fast eben so gut sprechen, wie der Oberst selbst, der gegen die Triumphe der neuesten Zeit ziemlich gleichgiltig blieb und dessen Herz ganz bei den Taktikern vor funfzig Jahren war. Er schickte an dem Morgen als Osborne sein Testament geändert und Chopper seinen besten Anzug angelegt hatte, zu Dobbin, um ihn zum Frühstück einladen zu lassen, und theilte dann seinem jungen Günstlinge ein Paar Tage voraus das mit, was sie alle erwarteten, einen Befehl nach Belgien aufzubrechen. Der Befehl an das Regiment sich bereit zu halten, sollte nach einem oder zwei Tagen erlassen werden und da Transportschiffe genug vorhanden waren, ließ sich erwarten, daß die Einschiffung noch vor Ablauf der Woche erfolgen werde. Während des Aufenthalts des Regiments in Chatham waren Rekruten angekommen und der alte Oberst hoffte, daß das Regiment, welches mit thätig gewesen war Montcalm in Canada und Washington auf Long Island zu schlagen, seines historischen Rufes auch in den oft betretenen Kampfplätzen der Niederlande sich würdig zeigen werde. „Mein lieber Freund, wenn Sie irgend eine affaire là haben,“ sagte der alte Kriegsmann indem er mit seiner alten zitternden Hand eine Prise nahm und dann auf die Stelle seiner robe de chambre zeigte, unter welcher sein Herz noch schwach schlug, „wenn Sie eine Phyllis zu trösten oder Abschied von Vater oder Mutter zu nehmen, oder ein Testament zu machen haben, so em-

pfehle ich Ihnen ohne Verzug daran zu gehen." Darauf reichte er ihm einen Finger, — nickte gutmüthig mit dem gepuderten und bezopften Kopfe und als Dobbin sich entfernt hatte, setzte er sich hin, um ein poulet (er war ungemein eitel auf sein Französisch) an Mademoiselle Adelaide am Theater Sr. Maj. zu schreiben.

Die empfangene Nachricht stimmte Dobbin ernst, er dachte an unsere Freunde in Brighton, schämte sich, daß Amalie immer in seinen Gedanken voran stand (immer vor allen andern Personen, vor Vater und Mutter, Schwestern und Pflicht, im Wachen und im Träumen, den ganzen Tag hindurch) und schickte, als er in das Gasthaus zurückgekommen war, einen Brief an Osborne, in welchem er ihm die eben erhaltene Nachricht mittheilte, die, wie er hoffte, noch mehr dazu beitragen könnte, eine Aussöhnung mit Georg herbeizuführen.

Dieser Brief, den derselbe Bote brachte, welcher die Einladung an Chopper übergeben hatte, beunruhigte den würdigen Buchhalter nicht wenig. Er war in ein an ihn adressirtes Couvert geschlossen und er fürchtete, als er das Siegel erbrach, das Diner, auf welches er rechnete, könnte verschoben worden sein. Sein Herz fühlte sich deshalb ungemein erleichtert, als er an sich selbst nur die erinnernden Worte las: „ich erwarte Sie halb sechs Uhr." Zwar nahm er an der Familie seines Prinzipals innigen Antheil, aber ein großes Diner war denn doch für ihn von noch größerer Bedeutung als die Angelegenheiten irgend eines Sterblichen.

Dobbin war vollkommen gerechtfertigt, wenn er jedem

Offiziere seines Regiments, den er sah, die Anzeige des Obersten mittheilte; so benachrichtigte er auch Stubble, den er traf und der in seinem kriegerischen Eifer sofort sich einen neuen Degen kaufte. Der junge Mensch zeigte da, ob er gleich erst siebzehn Jahr alt und nur etwa 65 Zoll groß, auch von etwas rhachitischer Constitution war, die überdies unter dem frühzeitigen Genuße von Grog gelitten hatte, unbezweifelten Muth und ein Löwenherz und suchte eine Waffe aus, die seiner Meinung nach von großer Wirkung unter den Franzosen sein würde. Fähndrich Spooney dagegen war ein sehr langer Mann, gehörte zu Dobbins Grenadier-Compagnie und versuchte eine neue Bärenmütze, unter welcher er ungemein bärbeißig aussah. Darauf gingen beide junge Leute in ihr gewöhnliches Kaffeehaus (Slaughters), bestellten sich ein vortreffliches Diner und schrieben Briefe an die lieben besorgten Aeltern daheim, Briefe voll Liebe und Herzlichkeit, Muth und orthographischen Fehlern. Ach, damals schlugen in England gar viele Herzen angstvoll und Mutterthränen flossen in vielen Häusern.

Als Dobbin den jungen Stubble an einem Tische des Gasthauses schreiben und ihm dabei die Thränen an der Nase herunterrinnen sah (denn der Jüngling dachte an die Mutter und daß er sie vielleicht nie wieder sehe), stand er davon ab an Osborne zu schreiben, was er beabsichtigt hatte. „Warum sollte ich es thun?“ dachte er. „Sie mag diese Nacht noch glücklich sein. Morgen Vormittag will ich zu meinen Aeltern gehen und dann selbst nach Brighton fahren.“

So trat er denn zu dem jungen Stubble, legte ihm die große Hand auf die Achsel und sagte ihm, er würde ein guter Soldat werden, wie er immer ein gutmüthiger Kamerad gewesen, wenn er sich nur das Grogtrinken abgewöhnen wollte. Die Augen des Fähndrichs glänzten als er dies hörte, denn Dobbin stand in dem Regimente in großem Ansehen als der beste Officier und der geschickteste.

„Ich danke Ihnen, Capitain," sagte er, und er fuhr mit der Hand über die Nase, „ich schrieb . . ich schrieb eben, daß ich das thun würde. Und, Herr Capitain, sie hat mich so lieb!" Die Thränendrüsen arbeiteten von neuem und ich weiß nicht, ob nicht die Augen des Capitains mit trübe wurden.

Die beiden Fähndriche, der Capitain und Chopper speiseten mit einander. Chopper brachte den Brief von Herrn Osborne, in welchem der letztere sich kurz bei dem Capitain Dobbin empfahl und ihn ersuchte das Inliegende an Capitain Georg Osborne zu befördern. Weiter wußte Chopper nichts, doch beschrieb er das Aussehen des alten Osborne, dessen Beisammensein mit dem Advokaten und wunderte sich, daß er gegen Niemanden geflucht hatte. Spät mußte Capitain Dobbin seinen Gast in ziemlich unsicherem Zustande in einen Miethwagen bringen und so nach Hause bringen lassen.

Als Capitain Dobbin sich von Miß Osborne beurlaubte, bat er sie, wie erwähnt, um die Erlaubniß, ihr einen andern Besuch machen zu dürfen und sie erwartete ihn am nächsten Tage. Wäre er da gekommen und hätte den Antrag an sie gestellt, auf den sie eine Antwort bereit

hatte, so würde sie sich vielleicht zur Freundin ihres Bruders erklärt und eine Aussöhnung zwischen demselben und dem Vater bewirkt haben. Aber der Capitain kam nicht. Er hatte seine eigenen Geschäfte zu besorgen, seine eigenen Aeltern zu besuchen und zu trösten, so wie bei Zeiten einen Platz auf dem „Blitz" einzunehmen und zu seinen Freunden nach Brighton zu fahren. Im Verlaufe des Tages hörte Miß Osborne ihren Vater den Befehl ertheilen, daß der Capitain Dobbin niemals wieder in sein Haus eingelassen werde und so erstarb ihre letzte Hoffnung, die sie vielleicht im Stillen noch gehegt hatte. Herr Fred. Bullock kam und war ganz besonders zärtlich gegen Marie und aufmerksam gegen den alten Herrn; denn wenn er auch sagte, er würde nun ruhig sein, schienen doch die Mittel, die er angewendet hatte diese Ruhe sich zu sichern, bisher keinen Erfolg gehabt zu haben und die Ereignisse der beiden letzten Tage hatten ihn sichtbar erschüttert.

Zweites Kapitel.

Die Hauptpersonen gedenken Brighton zu verlassen.

Dobbin nahm, als er zu den Damen in dem Hotel geführt wurde, eine heitere Miene an, plauderte viel und bewies dadurch, daß er mit jedem Tage ein ärgerer Heuchler wurde. Er versuchte zuerst bei dem Anblicke der jungen Frau Osborne's seine Gefühle zu verhüllen und dann seine Besorgnisse über den Eindruck zu verbergen, welchen die

traurigen Nachrichten, die er mitgebracht hatte, sicherlich auf sie machen würden.

„Meiner Meinung nach, Georg," sagte er, „wird der französische Kaiser, ehe drei Wochen vergehen, mit Cavalerie und Infanterie uns entgegenstehen und dem Herzoge einen Tanz geben, gegen den alles auf der Halbinsel Kinderschritt sein dürfte. Das darfst Du aber Deiner Frau nicht sagen. Wir können gar nicht in das Gefecht kommen und Belgien vielleicht blos besetzt halten müssen. Das denken viele und Brüssel enthält viele vornehme Leute und modische Damen." In diesem harmlosen Lichte sollte denn Amalien die Pflicht der britischen Armee in Belgien vorgestellt werden.

Nachdem man darüber übereingekommen war, begrüßte der heuchlerische Dobbin Mrs. Osborne ganz heiter, versuchte ihr ein Paar Complimente wegen ihres neuen Standes als junge Frau zu machen, die allerdings sehr ungeschickt ausfielen und sprach dann von Brighton, der Seeluft, den Annehmlichkeiten des Ortes, den Schönheiten des Weges von London her, der Vortrefflichkeit des „Blitzes" und der Pferde — alles in einer Amalien völlig unbegreiflichen, Rebecca dagegen sehr unterhaltenden Weise, denn diese beobachtete den Capitain aufmerksam wie Jedermann, der sich ihr näherte.

Amalie hatte, wir dürfen es nicht verschweigen, eine ziemlich geringe Meinung von dem Freunde ihres Mannes, dem Capitain Dobbin. Er stieß mit der Zunge an, sah sehr gewöhnlich aus und war im höchsten Grade ungeschickt und ungelenk. Sie liebte ihn wegen seiner An-

hänglichkeit an ihren Mann (was freilich kein eben großes Verdienst war) und hielt Georg für ungemein edelsinnig und großmüthig, weil er seine Freundschaft auf seinen Cameraden ausdehnte. Georg hatte oftmals in ihrer Gegenwart Dobbins Benehmen spottend nachgeahmt, ob er gleich, diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, von den guten Eigenschaften seines Freundes stets mit Hochachtung sprach. In ihrem Triumphe und da sie ihn noch nicht genau kannte, machte sie sich sehr wenig aus dem ehrlichen Capitain und er, er kannte ihre Meinung von ihm recht gut, ja er hielt sie bescheiden für die richtige. Es kam freilich eine Zeit, in welcher sie ihn besser kennen lernte und ihre Ansichten von ihm änderte, aber das lag noch in weiter Ferne.

Dagegen war Capitain Dobbin noch nicht zwei Stunden in der Gesellschaft der Damen als Rebecca sein Geheimniß so genau kannte, als hätte er es ihr aufrichtig mitgetheilt. Sie liebte ihn nicht und fürchtete ihn im Stillen; auch er war für sie keineswegs eingenommen. Er war so redlich, daß ihre Koketterie auf ihn keinen Eindruck machte, ja er mit instinctmäßigem Widerwillen sich von ihr zurückzog. Da sie nun keineswegs so hoch über ihrem Geschlechte stand, um ohne Eifersucht zu sein, so war er ihr wegen seiner Zuneigung zu Amalien um so mehr zuwider. Nichtsdestoweniger war sie höchst achtungsvoll und herzlich in ihrem Benehmen gegen ihn. Ein Freund Osborne's! Ein Freund ihrer theuersten Wohlthäter! Sie betheuerte, daß sie ihn immer aufrichtig lieben würde; sie erinnerte sich seiner noch recht wohl

bei dem Besuche in Vauxhall, wie sie Amalien schlau lächelnd sagte, und scherzte ein wenig über ihn als die beiden Damen fortgingen, um sich zum Diner anzukleiden. Rawdon Crawley seinerseits achtete fast gar nicht auf Dobbin, indem er ihn für einen ungebildeten Kaufmannssohn hielt. Joseph dagegen behandelte ihn mit würdevoller Gönnermiene.

Als Georg und Dobbin allein in des Letztern Zimmer waren, nahm dieser den Brief, den ihm der alte Osborne für seinen Sohn übersendet hatte. „Er ist nicht von meines Vaters Hand," sagte Georg mit ziemlich bestürzter Miene und so war es; der Brief war von Osborne's Advocaten und lautete:

„Bedford Row, London, 17. Mai 1815.

„Werther Herr, ich habe von Herrn Osborne den „Auftrag erhalten Ihnen anzuzeigen, daß es bei dem „Entschlusse verbleibt, den er Ihnen früher ausgedrückt „und daß er Sie in Folge der Verheirathung, die Sie „eingegangen sind, nicht mehr als Mitglied seiner Fami„lie ansieht. Dieser sein Entschluß steht unwiderruflich fest.

„Obgleich das Geld, welches für Sie in Ihrer Min„derjährigkeit ausgegeben worden ist und die Wechsel, die „Sie in den letztern Jahren so verschwenderisch auf ihn ge„zogen haben, in Betrag die Summe weit übersteigen, „auf welche Sie Ihrem Rechte nach Anspruch haben (den „dritten Theil von dem Vermögen Ihrer Mutter, der verst. „Mrs. Osborne, das Ihnen, Miß Jane und Miß Marie „Osborne zugefallen ist), bin ich doch von Herrn Osborne „angewiesen Ihnen mitzutheilen, daß er jedem Anspruche

„auf Ihr Vermögen entsage und die Summe von 2000
„Pf. St. vierproc. Annuitäten nach dem Tagescurse (als
„Ihr Antheil von der Summe von 6000 Pf.) Ihnen oder
„Ihrem Agenten gegen Quittung gezahlt werden solle

„durch

„Ihren ergebenen Diener,
„S. Higgs."

„PS. Herr Osborne wünscht zugleich, daß ich
„Ihnen ein= für allemal sage, er werde keine Briefe oder
„sonstige Mittheilungen von Ihnen über diesen oder irgend
„einen andern Gegenstand annehmen."

„Da hast Du die Sache vortrefflich geführt," sagte Georg indem er den Capitain Dobbin erzürnt ansah. „Da lies!" und er warf dem Freunde den Brief hin. „Ein Bettler und .. wegen meiner verfluchten Sentimentalität! Warum konnten wir nicht warten? Es konnte, es kann eine Kugel in dem Kriege für mich bestimmt sein und wird es Emmy besser ergehen, wenn sie die Wittwe eines Bettlers ist? Du bist an allem Schuld. Du hattest keine Ruhe, bis Du es dahin gebracht, daß ich heirathete und mich — zum Bettler machte. Was soll ich mit zweitausend Pf. anfangen? Diese Summe reicht nicht zwei Jahre aus. Seit wir hier sind, habe ich im Karten= und Billardspiel 140 Pf. an Crawley verloren. Du bist wahrhaftig ein vortrefflicher Geschäftsführer!"

„Ich leugne nicht, daß die Lage eine schlimme ist," antwortete Dobbin, nachdem er den Brief erbleichend gelesen hatte, „und, wie Du sagst, ich bin zum Theil Schuld daran. Gleichwohl würden gar Manche mit Dir tau=

schen," setzte er mit bitterm Lächeln hinzu. „Wie viele Capitains in dem Regiment haben zweitausend Pf. in Vermögen? Du mußt von Deinem Solde leben, bis Dein Vater sich versöhnen läßt und wenn Du stirbst, bekommt Deine Wittwe als Zinsen die hundert Pf. jährlich."

„Meinst Du, daß ein Mann von meiner Lebensweise mit seinem Solde und hundert Pf. Zinsen leben kann?" fragte Georg in großer Aufregung. „Du mußt ein Narr sein, um so zu reden, Dobbin. Wie soll ich meine Stellung in der Welt mit so armseligen Mitteln aufrecht halten? Meine Gewohnheiten kann ich nicht ändern; ich muß meine Bequemlichkeit haben. Ich bin nicht bei Kartoffeln aufgewachsen wie der Major O'Dowd. Soll etwa meine Frau für die Soldaten waschen oder auf einem Bagagewagen dem Regimente folgen?"

„Wir werden ihr eine bessere Reisegelegenheit verschaffen," entgegnete Dobbin noch immer ruhig. „Versuche es nur und bedenke, daß Du jetzt nur ein entthronter Fürst bist und verhalte Dich ruhig so lange der Sturm währt. Er wird nicht lange anhalten. Sobald Dein Name in der Zeitung erwähnt wird, zieht Dein Vater andere Saiten auf, ich wette."

„In der Zeitung erwähnt!" antwortete Georg. „In welchem Theile derselben? Unter den Getödteten und Verwundeten und höchst wahrscheinlich gleich oben an."

„Zeit zu klagen wird es sein, wenn wir verwundet sind," sagte Dobbin. „Sollte etwas geschehen, Georg, so weißt Du, daß ich eine Kleinigkeit besitze, daß ich ans Heirathen nicht denke und daß ich — meinen Pathen in

meinem Testamente nicht vergessen werde," setzte er lächelnd hinzu. Das Gespräch endigte hier — wie schon viele ähnliche zwischen Osborne und dessen Freunde geendet hatten — indem der erstere erklärte, man könne mit Dobbin nicht lange zürnen und ihm vergab, nachdem er ihn ohne Veranlassung hart angelassen hatte.

„Rebecca!" rief Rawdon Crawley aus seinem Zimmer heraus seiner Frau zu, die sich in einem andern ankleidete.

„Was ist's?" entgegnete Rebecca's gellende Stimme. Sie sah über ihre Achsel in den Spiegel, denn sie hatte das netteste und frischeste weiße Kleid angezogen und sah mit dem bloßen Nacken, dem kleinen Halsbande und der hellblauen Schärpe wie das Bild jugendlicher Unschuld und mädchenhaften Glückes aus.

„Was wird Mrs. Osborne thun, wenn Osborne mit dem Regimente geht?" fragte Crawley indem er in das Zimmer trat, während er mit zwei Haarbürsten auf seinem Kopfe arbeitete und seine hübsche kleine Frau mit Bewunderung betrachtete.

„Wahrscheinlich weint sie sich die Aeuglein roth," antwortete Rebecca. „Schon bei dem Gedanken daran hat sie wenigstens ein Dutzendmal Thränen vergossen."

„Dir wird es wohl ziemlich gleichgiltig sein," sagte Rawdon halb ärgerlich über die Gefühllosigkeit seiner Frau.

„Schlechter Mann! Du weißt ja, daß ich Dich begleite," antwortete Rebecca. „Uebrigens ist es bei Dir etwas ganz Andres. Du gehst als General Tufto's Adjutant. Wir gehören nicht zu der Linie," sagte Mrs. Craw-

ley indem sie den Kopf in einer Art emporwarf, die ihren Mann so entzückte, daß er sich bückte und sie küßte.

„Lieber Rawdon, meinst Du nicht, daß es besser wäre, Du .. erlangtest das Geld von dem Cupido, ehe er fortreiset?“ fuhr Rebecca fort. Sie nannte Georg Osborne Cupido. Schon zwanzigmal hatte sie ihm über seine Schönheit Schmeicheleien gesagt und sie beobachtete ihn namentlich zärtlich, wenn er mit Rawdon Ecarté spielte. Oftmals nannte sie ihn auch einen abscheulichen treulosen Menschen und drohete ihm Emmy alle seine Streiche zu erzählen. Sie brachte ihm die Cigarre und zündete sie ihm an, denn sie kannte die Wirkung dieses Manövers, da sie es früher an Rawdon Crawley versucht hatte. Er hielt sie deshalb auch für reizend, klug, geistreich, aufgeweckt, distinguée. Bei den kleinen Spazierfahrten und Diners überstrahlte Rebecca die bescheidene Emmy, die stumm und schüchtern blieb während Mrs. Crawley und ihr Mann mit einander lebhaft plauderten und Capitain Crawley (und Joseph, nachdem er zu dem jungen Paare gekommen war) schweigend trank.

Emmy's Herz warnte sie einigermaßen vor ihrer Freundin. Rebecca's Witz, Geist und Gewandtheit beunruhigten sie. Sie waren erst eine Woche verheirathet und schon empfand Georg Langweile und suchte eifrig andere Gesellschaft. Sie zitterte deshalb wegen der Zukunft. Wie soll ich eine Gefährtin für ihn sein, dachte sie, — er so gewandt und glänzend, und ich ein so thörichtes armes Ding! Wie edel war es von ihm mich zu heirathen, alles aufzugeben und sich nieder zu bücken zu mir! Ich hätte

seinen Antrag ausschlagen sollen, .. wenn ich nur den Muth gehabt hätte. Ich hätte wohl zu Hause bleiben und den armen Vater pflegen sollen. Und so dachte sie zum ersten Male an die Vernachlässigung ihrer Aeltern (diese Anklage war wohl etwas begründet) und sie erröthete beschämt. Ach, dachte sie, ich bin recht selbstsüchtig gewesen, daß ich ihre Sorgen vergaß und Georg nöthigte mich zu heirathen. Ich weiß, daß ich seiner nicht würdig bin; — ich weiß, daß er ohne mich glücklich gewesen sein würde und doch .. ich versuchte ja ihn aufzugeben.

Es ist hart, wenn, ehe sieben Tage der Ehe vorüber sind, solche Gedanken und Geständnisse einer jungen Frau sich aufdrängen; aber es war so am Abende ehe Dobbin zu dem jungen Paare kam, in einer schönen mondhellen Mai-Nacht, die so lau und duftreich war, daß die Fenster am Balcon geöffnet wurden, von dem aus Georg und Mrs. Crawley auf das glänzend vor ihnen ausgebreitete ruhige Meer blickten, während Rawdon und Joseph im Zimmer Bretspiel spielten — Amalie gänzlich vernachlässiget auf einem großen Lehnstuhle saß, die beiden Paare beobachtete und eine Verzweiflung, ein Herzeleid fühlte, die schlimme Gefährten für ihre zarte einsame Seele waren. Kaum war eine Woche vergangen und schon war es so weit gekommen! Die Zukunft gewährte, wie sie dieselbe ansah, eine schauerliche Aussicht, aber Emmy war zu schüchtern sich darüber auszusprechen, festen Blickes vor sich hinzusehen und ohne einen Führer und Beschützer allein auf das weite dunkele Meer sich hinauszuwagen. Ich weiß, Miß Smith

hat eine geringe Meinung von ihr, aber wie viele besitzen Ihre wunderbare Seelenstärke, mein Fräulen?

„Gott, welch schöne Nacht! Und wie hell der Mond scheint!“ sagte Georg während er ein Rauchwölkchen von der Cigarre vor sich hinblies.

„Wie herrlich sie in der freien Luft riechen! Ich habe sie ungemein gern. Und wer sollte meinen, daß der Mond 236,847 (engl.) Meilen weit entfernt wäre!“ setzte sie hinzu indem sie lächelnd zu ihm hinaufblickte. „Bewundern Sie es nicht, daß ich das noch weiß? Wir lernten es bei Miß Pinkerton. Wie ruhig das Meer und wie hell und klar Alles! Man sollte fast die Küste von Frankreich sehen können.“ Und ihre grünen Augen funkelten und blickten in das nächtliche Dunkel hinaus als könnten sie wirklich durch dasselbe hindurch sehen.

„Wissen Sie, was ich morgen thun will?“ fuhr sie fort. „Ich überzeugte mich, daß ich gut schwimmen kann und wenn die Gesellschafterin meiner Tante Crawley — die alte Briggs, wissen Sie? die Alte mit der krummen Nase und den langen Haartroddeln — einmal badet, werde ich neben ihr tauchen und in dem Wasser auf eine Versöhnung bringen. Ist das nicht eine List?“

Georg lachte laut bei dem Gedanken an diese Zusammenkunft im Wasser. „Was habt Ihr beiden vor?“ rief Rawdon laut während er den Würfelbecher schüttelte. Amalie war thöricht genug in ihr Zimmer zu gehn, um einsam zu trauern.

Unsere Geschichte muß in diesem Kapitel scheinbar sehr unentschlossen bald vorwärts, bald rückwärts gehen und

nachdem wir sie bis zu morgen gebracht haben, werden wir uns wieder zum gestrigen Tage zurückwenden müssen.

Georg war zu feinfühlend und mit der Schleife an seiner Cravatte zu sehr beschäftiget, als daß er Amalien die Nachricht hätte mittheilen können, welche sein Freund Dobbin von London mitgebracht hatte. Er kam indeß in ihr Zimmer mit dem Briefe des Advokaten in der Hand und mit einer so feierlichen und wichtigen Miene, daß seine Frau, die immer nach Unglück sich umschauete, das Schlimmste fürchtete, ihrem Manne entgegeneilte und ihren lieben Georg aufforderte, ihr Alles zu sagen — gewiß habe er den Befehl zum Abmarsch erhalten, gewiß komme es in nächster Woche zu einer Schlacht.

Der liebe Georg umging die Frage über den Dienst im Auslande und sagte mit traurigem Kopfschütteln: „Nein, Emmy, das ist es nicht; nicht um mich selbst bin ich besorgt, sondern Deinetwegen. Ich habe schlimme Nachrichten von meinem Vater erhalten. Er will keinen Brief und Nichts mehr von mir annehmen; er hat uns verstoßen und überläßt uns der Armuth. Ich kann das nun wohl ertragen, aber wie wird es Dir möglich sein? Da lies.“ Und er übergab ihr den Brief.

Amalie hörte mit einem Blicke zärtlicher Besorgniß in ihren Augen ihrem edeln Gatten zu, während er die obigen Ansichten aussprach, setzte sich auf das Bett und las den Brief, den ihr Georg mit solcher Märtyrermiene übergeben hatte. Ihr Gesicht klärte sich aber auf als sie las. Der Gedanke, Armuth und Entbehrung mit dem geliebten Gegenstande zu tragen, ist, wie wir schon gesagt haben, einem

warmen weiblichen Herzen keineswegs unangenehm; ja Amalie freuete sich sogar darüber. Dann schämte sie sich, wie gewöhnlich, darüber, daß sie sich in solchen unpassenden Augenblicken glücklich fühlte, unterdrückte ihre Freude und sagte: „Ach Georg, wie muß Dir das Herz bluten, so von Deinem Vater getrennt zu werden!"

„Es blutet allerdings", antwortete er mit einer Jammermiene.

„Lange kann er aber doch nicht mit Dir zürnen", fuhr sie fort. „Das könnte Niemand. Er muß Dir verzeihen, mein geliebter Mann. Ich könnte mir nie verzeihen, wenn er es nicht thäte."

„Arme Emmy, nicht mein Unglück betrübt mich, sondern das Deinige", sagte Georg; „ein wenig Armuth ist mir gleichgiltig und, ohne Eitelkeit, ich denke so viele Talente zu besitzen, um mich selbstständig durchzuschlagen."

„Ja, die hast Du", fiel seine Frau ein, welche meinte, der Krieg würde aufhören und ihr Mann sofort wenigstens General werden.

„Ich will mir einen Weg bahnen so gut als ein Anderer", fuhr Osborne fort, „aber, liebe Frau, wie kann ich es ertragen Dich aller Bequemlichkeiten und der Stellung im Leben beraubt zu sehen, die Du als meine Frau ein Recht zu erwarten hast? Mein liebes Weib in einer Caserne, das Weib eines Soldaten bei dem Regimente auf dem Marsche, allen Entbehrungen und Belästigungen ausgesetzt! Das bringt mich zur Verzweiflung."

Amalie, die ganz beruhigt war, da ihr Mann keine andere Ursache zu Besorgnissen hatte, ergriff seine Hand

und begann mit strahlendem Gesicht und lächelnd eine Stanze aus einem beliebten Liede zu singen, in welcher die Heldin, nachdem sie ihren Geliebten wegen seines Mangels an Aufmerksamkeit gescholten, ihm verspricht, „ihm die Beinkleider auszubessern und auch den Grog zu machen, wenn er ihr treu und hold sein und sie nicht verlassen wolle.“ — „Auch“, sagte sie nach einer Pause, in welcher sie so hübsch und so glücklich aussah, wie ein junges Weib aussehen muß, „sind zweitausend Pfd. doch sehr viel Geld.“

Georg lachte über diese naive Aeußerung und endlich gingen sie hinunter in das Speisezimmer, Amalie am Arme Georgs, noch immer das erwähnte Liedchen trällernd und leichter im Herzen als es ihr seit mehreren Tagen gewesen war.

So war auch das Diner, statt trübselig zu sein, außerordentlich heiter. Der Champagner wirkte mit glücklichem Erfolge der Niedergeschlagenheit entgegen, welche der Enterbungs-Brief hervorgebracht hatte. Dobbin sprach noch immer viel und unterhielt die Gesellschaft mit Berichten von der Armee in Belgien, wo von nichts als Bällen und Moden die Rede sein sollte. Dann beschrieb der gewandte Capitain, der einen besondern Zweck im Auge hatte, die Frau Majorin O'Dowd, wie sie ihre und ihres Mannes Garderobe einpacke, wie seine besten Epauletten in ein Theekästchen gesteckt worden waren, während ihr berühmter gelber Turban mit dem in Löschpapier gewickelten Paradiesvogel seinen Platz in des Majors blechernem Hutfutteral gefunden hatte, damit sie ihn am Hofe des französischen

Königs in Gent oder auf den großen militairischen Bällen in Brüssel tragen könne.

„Gent! Brüssel!“ rief Amalie mit plötzlichen Schreck aus. „Hat das Regiment Befehl zum Aufbruche erhalten, Georg?“ Das noch eben sanft lächelnde Gesicht erstarrte und sie schmiegte sich an Georg an.

„Erschrecke nicht, liebes Kind“, sagte er gutmüthig, „wir haben eine Fahrt von nur zwölf Stunden zu machen. Es wird Dir nichts schaden. Du kommst mit, Emmy.“

„Ich gedenke auch mitzugehn“, fiel Rebecca ein; „ich gehöre zu dem Stabe. General Tufto macht mir sehr den Hof, nicht wahr, Rawdon?“

Rawdon lachte wie gewöhnlich laut auf, während Dobbin roth wurde. „Sie kann unmöglich uns begleiten“, sagte er; „denke an die Gefahr“, wollte er hinzusetzen, aber hatte nicht das ganze Gespräch bei Tische den Zweck gehabt zu beweisen, daß es keine gebe? Er wurde deshalb sehr verlegen und schwieg.

„Ich muß und werde mitgehen“, sprach Amalie mit dem größten Muthe und Georg, der ihrem Entschlusse Beifall schenkte, streichelte sie am Kinne und fragte alle Anwesenden, ob sie je ein so tapferes Weibchen gesehen hätten. „Mrs. O'Dowd wird Dich unter ihre schützenden Fittiche nehmen“, sagte er. Was hatte sie zu sorgen, so lange sie in der Nähe ihres Mannes war. Die Bitterkeit des Abschiedes wurde so beseitiget. Obgleich Krieg und Gefahr in Aussicht stand, konnten sie in den nächsten Monaten noch fernbleiben. Dobbin freilich dachte: ich ließe sie nicht mitgehen, wenn sie meine Frau wäre; aber Georg

war Herr und sein Freund hielt es nicht für geeignet Gegenvorstellungen zu machen.

Rebecca schlang ihre Arme um die Freundin und führte sie hinweg, da die Männer von vielen wichtigen Geschäften zu sprechen hatten, obgleich sie sehr heiter gestimmt waren und durch das Trinken noch mehr erregt wurden.

Im Laufe des Abends erhielt Rawdon ein Briefchen von seiner Frau, in das wir einen Blick werfen konnten, obgleich es Rawdon sofort verbrannte. „Wichtige Nachrichten!" schrieb sie. „Mrs. Bute ist fort. — Laß Dir heute noch das Geld von Cupido geben, da er höchst wahrscheinlich morgen abreiset. Vergiß es nicht. — R." Als die kleine Gesellschaft zum Kaffee in das Zimmer der Damen gehen wollte, klopfte demnach Rawdon Osborne auf die Achsel und sagte freundlich: „Lieber Osborne, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, möchte ich Sie um die Kleinigkeit ersuchen." Es war Georg nicht ganz gelegen, doch gab er ihm eine ansehnliche Zahl Banknoten aus seiner Brieftasche und für das Uebrige einen Wechsel auf seinen Agenten.

Nachdem dies abgethan war, hielten Georg, Joseph und Dobbin bei ihren Cigarren Kriegsrath und kamen überein, daß sie insgesammt am nächsten Tage in Josephs offenem Wagen nach London fahren wollten. Joseph, glaube ich, würde lieber geblieben sein bis Rawdon Crawley Brighton verließ, Dobbin und Georg aber überstimmten ihn und so bestellte er vier Pferde, wie es seiner Würde entsprach. Damit brach man am nächsten Tage nach dem Frühstücke auf. Amalie war frühzeitig aufgestanden und

hatte ihren kleinen Koffer geschwind gepackt, während Georg noch im Bette lag und darüber klagte, daß sie keine Gehilfin habe. Sie war aber froh, Niemand zu bedürfen. Schon erfüllte ihr Herz ein unklares, unheimliches Gefühl wegen Rebecca und obgleich sie einander beim Abschiede sehr zärtlich küßten, so wissen wir doch, was Eifersucht ist und Amalie besaß unter andern Tugenden ihres Geschlechts auch diese.

Außer diesen Personen, welche kommen und gehen, müssen wir daran erinnern, daß sich auch noch einige andere alte Freunde von uns in Brighton befinden, Miß Crawley nämlich mit ihrem Gefolge. Obgleich nun Rebecca und ihr Mann nur einen Steinwurf von der Wohnung der kranken Miß Crawley sich befanden, blieb ihnen die Thür der alten Dame doch so erbarmungslos verschlossen wie früher in London. Mrs. Bute Crawley sorgte, so lange sie bei ihrer Schwägerin war, daß ihre geliebte Mathilde durch ein Zusammentreffen mit ihrem Neffen nicht beunruhiget werde. Wenn sie ausfuhr, saß die treue Mrs. Bute neben ihr. Ließ sie sich in ihrem Rollstuhle umherfahren, so ging Mrs. Bute neben demselben, während die treue Briggs den andern Flügel deckte. Und wenn sie zufällig den Neffen nebst Frau begegneten, so zog die Gesellschaft der Miß Crawley doch stets mit so kalter Gleichgiltigkeit vorüber, obgleich Crawley regelmäßig jedesmal den Hut abnahm, daß derselbe zu verzweifeln anfing.

„Wir könnten eben so gut in London sein als hier," sagte Rawdon oftmals betrübt.

„Ein comfortables Hôtel in Brighton ist jedenfalls

besser als das Haus eines Gerichtsdieners in London," antwortete seine Frau, die weit heitern und leichteren Sinnes war. „Denke nur an die beiden Adjutanten des Moses, die unsere Wohnung eine Woche lang bewachten. Unsere Freunde hier sind zwar dumm, Joseph und Cupido sind aber doch bessere Gesellschafter als die Leute des Moses, Rawdon."

„Ich wundere mich, daß der Haftbefehl mir nicht hierher gefolgt ist," fuhr Rawdon noch immer muthlos fort.

„Wir werden ihn auch hier ausweichen können," meinte Rebecca, die weiter ihren Mann auf den Vortheil der Gesellschaft Josephs und Osborne's aufmerksam machte, die ihm doch hübsche Summen baaren Geldes eingebracht habe.

„Es wird kaum zureichen die Rechnung des Wirthes hier zu bezahlen," brummte der Rittmeister von der Garde.

„Muß sie denn bezahlt werden?" meinte seine Frau, die auf alles eine Antwort hatte.

Durch Rawdons Diener, der noch immer einen gewissen Umgang mit der männlichen Dienerschaft der Miß Crawley hatte und beauftragt war den Kutscher namentlich frei zu halten so oft er mit ihm zusammen komme, erhielt das junge Paar Nachricht von so ziemlich Allem was bei der alten Dame vorging und Rebecca kam auch auf den guten Einfall sich für unwohl auszugeben und den Arzt rufen zu lassen, welcher Miß Crawley behandelte, um auf diesem Wege weitere Nachrichten zu erhalten. Auch war Miß Briggs, wenn sie auch eine feindselige Haltung zur

Schau tragen mußte, im Herzen Rawdon und dessen Frau keineswegs abgeneigt; da die Ursache des Neides und der Eifersucht entfernt war, schwand auch ihre Abneigung gegen Rebecca und sie dachte oft an die freundlichen Worte und an die Heiterkeit derselben. Sie und Frau Firkin, wie der ganze Haushalt der Miß Crawley seufzten im Stillen unter der Tyrannei der triumphirenden Mrs. Bute.

Diese gute aber herrschsüchtige Frau benutzte, wie das leider häufig geschieht, ihren Vortheil zu sehr und ihren Sieg ohne alles Erbarmen. Sie hatte in wenigen Wochen die Kranke in einen solchen Zustand hilfloser Nachgiebigkeit gebracht, daß die Arme sich ganz in die Befehle ihrer Schwägerin fügte und sich über ihre Sclaverei nicht einmal gegen die Briggs und Firkin zu beklagen wagte. Mrs. Bute maß die Gläser Wein, welche Miß Crawley trinken durfte, mit unwiderstehlicher Genauigkeit zum großen Verdrusse der Frau Firkin und des Dieners ab, welche also nicht einmal mehr über die Weinflasche verfügen konnten. So ging es in allem Uebrigen. Bei Nacht und bei Tage brachte sie die abscheulichen Tränke, welche der Arzt verordnet hatte und die Kranke nahm sie mit so rührendem Gehorsam, daß die Firkin sie ein Lamm nannte. Sie ordnete das Ausfahren im Wagen oder in dem Rollstuhle an, kurz, hielt die alte Dame unbarmherzig streng. Wenn Miß Crawley einmal einen schwachen Widerstand wagte und etwas mehr essen oder weniger Arznei nehmen wollte, bedrohete sie die Wärterin mit sofortigem Sterben und die Alte gab nach. „Sie hat gar keinen Muth mehr," sagte die Firkin zu der Briggs; „seit drei Wochen hat sie mich

nicht geschimpft.“ Endlich hatte Mrs. Bute sich vorgenommen diese Kammerfrau, den vertrauten Diener Bowls und selbst die Briggs zu entlassen und ihre Töchter von dem Pfarrhause kommen zu lassen, ehe sie die theure Kranke selbst nach Königin-Crawley brächte, als ein schlimmer Vorfall sie von ihren Pflichten hinwegrief. Ihr Mann, der Pfarrer Bute Crawley, stürzte, als er einst in der Nacht nach Hause ritt, mit dem Pferde und brach das Schlüsselbein. Es stellten sich Fieber und Entzündungssymptome ein und Mrs. Bute mußte nach Hause eilen, sie versprach indeß zu ihrer lieben Freundin zurückzukommen, so bald ihr Mann hergestellt sei und reisete nachdem sie der Dienerschaft die strengsten Befehle hinterlassen hatte. Sobald sie das Haus verlassen hatte, fühlten sich alle in demselben sehr erleichtert. Gleich denselben Tag nahm Miß Crawley die Nachmittagarznei nicht ein, Bowls hatte eine Extraflasche für sich und die Firkin und Abends spielten Miß Crawley und Miß Briggs eine Partie Picquet statt Predigten zu lesen.

Sehr früh am Morgen zwei- oder dreimal in der Woche pflegte Miß Briggs sich zu einer Bademaschine zu begeben und in einem Flanellrocke und einer Wachstaffetmütze ins Wasser zu gehen. Rebecca wußte dies, wie wir gesehen haben und wenn sie es auch nicht versuchte die Briggs so zu überrumpeln wie sie gedroht hatte, nahm sie sich doch vor die Briggs auf dem Rückwege vom Bade anzureden, da sie um diese Zeit erfrischt und jedenfalls in guter Stimmung war.

Sie stand demzufolge am nächsten Morgen sehr früh

auf, nahm das Fernrohr in das Zimmer, das die Aussicht auf das Meer hatte, beobachtete da die Bademaschinen, sah die Briggs ankommen, einsteigen und in das Meer hinaus rollen und befand sich am Ufer als die fragliche Nymphe eben heraus trat. Es war ein hübsches Bild: der Strand, die Gesichter der Badeweiber und die lange Reihe Felsen und Gebäude, die hell und erröthend im Sonnenscheine dalagen. Rebecca hatte ein liebreiches Lächeln in ihrem Gesichte und hielt ihre hübsche kleine weiße Hand hin als die Briggs ausstieg. Konnte sich die Briggs der Begrüßung entziehen?

„Miß Sh—., Mrs. Crawley!“ sagte sie.

Mrs. Crawley ergriff ihre Hand, drückte sie an ihr Herz, schlang unerwartet ihre Arme um die Briggs und küßte sie zärtlich. „Liebe, liebe Freundin!“ sagte sie so natürlich gefühlvoll, daß die Gesellschafterin natürlich sofort zerschmolz und selbst die Badeweiber gerührt wurden.

Es wurde Rebecca nicht schwer die Briggs zu einer langen und vertraulichen Unterredung zu bringen. Alles, was seit Rebecca's plötzlichem Verschwinden aus dem Hause der Miß Crawley bis zu dem heutigen Tage und der glücklichen Abreise der Mrs. Bute geschehen war, wurde von der Briggs erzählt und beschrieben. Alle Symptome der Miß Crawley, alle Einzelnheiten ihrer Krankheit und die ärztliche Behandlung wurden von der Vertrauten mit der Ausführlichkeit und Genauigkeit berichtet, welche die Frauen lieben. Rebecca wurde auch nicht müde zuzuhören. Sie war dankbar, wahrhaft dankbar, daß die theuere liebe Briggs, die treue und unschätzbare Firkin bei ihrer Wohl-

thäterin in der Krankheit derselben hätte bleiben dürfen. Obgleich sie, Rebecca, scheinbar pflichtwidrig gegen Miß Crawley gehandelt habe, so sei, sagte sie, ihr Vergehen doch gewiß ein natürliches und sehr zu entschuldigen. Hätte sie dem Manne, der ihr Herz gewonnen, nicht auch die Hand reichen müssen? Die sentimentale Briggs mußte bei dieser Frage die Augen zum Himmel emporheben, mitfühlend seufzen, denken, daß auch sie vor langen Jahren ihr Herz hingegeben und gestehen, daß Rebecca keine große Schuld auf sich geladen habe.

„Kann ich jemals sie vergessen, die sich der freundlosen Waise annahm? Nein, obgleich sie mich verstoßen hat,“ fuhr Rebecca fort, „nie werde ich aufhören sie zu lieben und gern würde ich mein Leben ihrem Dienste weihen. Ich liebe Miß Crawley, meine liebe Miß Briggs, als meine eigene Wohlthäterin und die verehrte Verwandte meines geliebten Crawley mehr als irgend ein weibliches Wesen in der Welt und nach ihr zumeist alle die, welche ihr treu und ergeben sind. Ich würde die treuen Freundinnen der Miß Crawley nie so behandelt haben wie es die intriguante Mrs. Bute gethan hat. Rawdon, der so zart fühlend ist,“ fuhr Rebecca fort, „ob er gleich rauh und sorglos aussieht, hätte hundertmal mit Thränen in den Augen gesagt, er danke Gott, daß er seiner lieben Tante zwei solche bewundernswürdige Pflegerinnen gesandt habe wie die anhängliche Firkin und die unschätzbare Miß Briggs. Sollten die Intriguen der abscheulichen Mrs. Bute, wie sie leider fürchte, damit endigen, daß alle verbannt würden, die Miß Crawley geliebt hätten, so daß die Geliebte ein Opfer

der Harpyen in dem Pfarrhause würde, so möge sie (Miß Briggs) sich erinnern, daß ihr Haus (Rebecca's) ihr immer offen stehe. „Liebe Freundin," rief sie aus, „manche Herzen vergessen Wohlthaten nie; nicht alle Frauen sind wie die Bute Crawley. Warum aber sollte ich über sie klagen," setzte Rebecca hinzu, „verdanke ich nicht ihrer Schlauheit meinen Rawdon?" Und Rebecca schilderte der Miß Briggs das Benehmen der Mrs. Bute in Königin Crawley, welches ihr damals nicht verständlich gewesen wäre, durch die Ereignisse aber eine vollständige Erklärung gefunden hätte, da die Liebe entstanden sei, welche Mrs. Bute durch tausendfache List gefördert und begünstiget, da zwei unschuldige junge Leute in die Schlingen gegangen, welche sie ihnen gelegt und durch ihre Intriguen Liebe zu einander gefaßt, die Ehe geschlossen und in das Unglück gestürzt.

Es war das alles vollkommen wahr. Die Briggs erkannte die Intrigue so klar als möglich vor sich. Miß Bute hatte die Heirath zwischen Rawdon und Rebecca geschlossen. Obgleich nun aber die letztere ein vollkommen unschuldiges Opfer war, konnte doch Miß Briggs ihrer Freundin die Besorgniß nicht verheimlichen, daß Miß Crawley's Zuneigung hoffnungslos und für immer von Rebecca sich abgewandt hätte und daß die alte Dame ihren Neffen eine so unkluge Heirath nie verzeihen würde.

Ueber diesen Punkt hatte Rebecca ihre eigene Meinung und behielt noch immer guten Muth. Wenn Miß Crawley ihnen jetzt nicht verzieh, konnte sie sich doch später eines Bessern besinnen. Selbst jetzt stände nur der grämliche

Pitt Crawley zwischen Rawdon und der Baronetswürde, und sollte dem ersten etwas Menschliches begegnen, wäre ja alles gut. In jedem Falle sei es eine Genugthuung, die Pläne der Mrs. Bute zu enthüllen und könnte von Nutzen für Rawdon sein, und Rebecca verließ die wiedergewonnene Freundin nach einer Unterredung von einer Stunde mit den zärtlichsten Achtungsbetheuerungen und vollkommen überzeugt, daß Miß Crawley sehr bald von Allem benachrichtiget werden würde.

Nach der Zusammenkunft mußte Rebecca in das Hotel eilen, wo alle bei dem Abschiedsfrühstück versammelt waren. Rebecca nahm von Amalien so zärtlich Abschied, wie es sich für zwei Frauen ziemt, die einander wie Schwestern lieben. Nachdem sie ihr Taschentuch reichlich gebraucht und an dem Halse der Freundin gehangen, als gälte es für immer zu scheiden und mit dem (ganz trocknen) Taschentuche aus dem Fenster gewinkt hatte als der Wagen fortfuhr, kam sie an den Frühstückstisch zurück, mit Rücksicht auf ihr erregtes Gefühl mit ziemlich gutem Appetite und erzählte dabei Rawdon, was bei ihrem Morgenspaziergange vorgekommen. Sie hoffte viel und ihr Mann stimmte ihr bei, wie er im allgemeinen immer der Ansicht seiner Frau war.

„Willst Du nun, lieber Rawdon, Dich an den Schreibtisch setzen und ein hübsches Briefchen an Miß Crawley schreiben, in welchem Du ihr sagst, daß Du ein guter Neffe seist u. dergl.?“ Rawdon setzte sich hin und schrieb schnell: „Brighton Donnerstag,“ und „Meine liebe Tante,“ aber da verließ ihn seine Phantasie. Er kauete an der Feder und sah seine Frau an. Sie mußte über ihn lachen und endlich

dictirte die kleine Frau den Brief, während sie mit den Händen auf dem Rücken in dem Zimmer auf und ab ging.

„Bevor ich das Vaterland verlasse und einen Feldzug beginne, in welchem ich den Tod finden kann ...“

„Was?“ unterbrach sie Rawdon verwundert, nahm aber die Redensart bald scherzweise und schrieb sie lächelnd hin, „.. bin ich hierhergekommen, um Abschied von meiner „frühesten und theuersten Freundin zu nehmen. Ich beschwöre „Sie, bevor ich gehe, um vielleicht nie wieder zu kehren, mich „noch einmal die Hand trücken zu lassen, von welcher ich „mein ganzes Leben hindurch nur Beweise der Liebe erhal- „ten habe.“

— „erhalten habe,“ wiederholte Rawdon, welcher die Worte hinkratzte und sich wunderte, wie schnell er einen Brief zu schreiben vermochte.

„Ich bitte um nichts als daß wir nicht in Kroll von einander scheiden. Ich habe den Stolz meiner Familie in einigen Punkten verletzt, doch nicht in allen. Ich heirathete die Tochter eines Malers, schäme mich aber der Verbindung nicht.“

„Nein! Ich will mich erstechen lassen, wenn ich mich schäme!“ rief Rawdon aus.

„Dummkopf,“ sagte Rebecca indem sie ihn an den Ohren zupfte und das Geschriebene überlas, um zu sehen, daß er keine Fehler mache, Drücken wird mit dem D geschrieben und Groll nicht mit dem K.“ Er änderte diese Worte und beugte sich vor der höhern Wissenschaft der kleinen Frau.

„Ich glaubte,“ fuhr Rebecca fort, „daß mein Verhält-

„niß zu Rebecca Ihnen bekannt sei; ich wußte, daß Mrs.
„Bute Crawley dasselbe billigte und begünstigte. Aber ich
„mache Niemandem Vorwürfe. Ich heirathete ein armes
„Mädchen und füge mich in die Folgen. Vermachen Sie,
„liebe Tante, Ihr Vermögen wem Sie wollen; ich werde
„nie über die Art klagen, wie Sie darüber verfügen. Ich
„möchte Sie überzeugen, daß ich Sie um Ihrer selbst wil-
„len liebe, nicht des Geldes wegen. Ich sehne mich mit
„Ihnen versöhnt zu werden ehe ich England verlasse; er-
„lauben Sie mir deshalb, daß ich Sie sehe ehe ich reise.
„Nach wenigen Wochen oder Monaten kann es zu spät
„sein und ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen das
„Vaterland zu verlassen, ohne ein freundliches Abschieds-
„wort von Ihnen."

„Darin wird sie meinen Styl nicht wieder erkennen," sagte Rebecca. „Ich mache die Sätze absichtlich kurz und abgebrochen."

Der Brief wurde unter Couvert an Miß Briggs abgesandt. Die alte Miß Crawley lachte als die Briggs sehr geheimnißvoll ihr das Schreiben überreichte. „Wir dürfen es lesen, da Mrs. Bute nicht da ist," sagte sie. „Lesen Sie es mir vor." Als der Brief gelesen war, lachte die alte Dame noch mehr. „Siehst Du denn nicht, du alte Gans," sagte sie zu der Briggs, die sich äußerst gerührt stellte, „daß Rawdon kein Wort davon geschrieben hat? Nie hat er an mich geschrieben ohne um Geld zu bitten und alle seine Briefe sind unorthographisch und ungrammatikalisch. Die kleine Schlange von einer Gouvernante beherrscht ihn." Sie sind aber einander gleich, dachte Miß Crawley in ih-

rem Herzen. Alle wollen mich todt sehen und sehnen sich nach meinem Gelde.

„Ich habe nichts dagegen, Rawdon zu sehen,“ setzte sie nach einer Pause im Tone völliger Gleichgiltigkeit hinzu. „Ich kann ihm die Hand eben so gut geben als es unterlassen. Warum sollten wir nicht zusammen kommen, vorausgesetzt, daß keine Scene aufgeführt wird? Aber die menschliche Geduld hat ihre Grenzen und Mrs. Crawley zu sehen lehne ich bestimmt ab. Das kann ich nicht ertragen“ und Miß Briggs mußte sich begnügen diese halbe Versöhnung zu melden. Die beste Art die alte Dame und den Neffen zusammenzubringen, war ihrer Meinung nach eine Begegnung am Strande, wenn Miß Crawley sich in ihrem Rollstuhle umherfahren lasse.

Und so geschah es. Ich weiß nicht, ob Miß Crawley etwas Besonderes empfand als sie ihren ehemaligen Liebling wieder sah, aber sie hielt ihm ein paar Finger so lächelnd und freundlich entgegen als hätten sie einander erst am vorigen Tage gesehen. Rawdon seiner Seits wurde blutroth und zerdrückte der Miß Briggs fast die Hand, so groß war seine Freude und seine Verlegenheit. Vielleicht bewegte ihn Eigennutz, vielleicht sprach auch wirkliche Liebe aus ihm, vielleicht rührte ihn die Veränderung, welche die Krankheit der letzten Wochen bei seiner Tante bewirkt hatte.

„Ich ging neben ihrem Stuhle bis an ihre Thüre, wo Bowls ihr heraushalf. Ich hatte starke Lust hineinzugehen, aber . .“

„Du gingst nicht hinein, Rawdon?“ unterbrach ihn seine Frau.

„Nein; ich wagte es nicht."

„Du Narr! Du hättest hineingehen und das Haus nicht wieder verlassen sollen," sagte Rebecca.

„Schimpfe nicht," sagte der Garderittmeister mürrisch. „Vielleicht war ich ein Narr, aber Du darfst es mir nicht sagen" und er sah seine Frau mit einem Blicke an, der Unwillen ausdrücken sollte und sein Gesicht gar nicht verschönerte.

„Nun morgen mußt Du Dich auf die Lauer stellen und sie besuchen, sie mag Dich darum bitten oder nicht," fuhr Rebecca fort, die ihren zornigen Mann zu beschwichtigen suchte. Er antwortete darauf, er würde thun was ihm beliebe, vor der Hand es ihr aber Dank wissen, wenn sie sich höflicherer Redensarten befleißige. Darauf ging er fort und verbrachte den Vormittag mürrisch, schweigend und argwöhnisch in dem Billardzimmer.

Ehe die Nacht vorüber war, mußte er nachgeben und wie gewöhnlich seiner Frau höhere Klugheit anerkennen. Miß Crawley mußte einige Rührung empfunden haben als sie ihn sah und nach so langem Bruche die Hand reichte. Sie dachte ziemlich lange über das Zusammentreffen nach. „Rawdon wird sehr dick und alt, Briggs," sagte sie zu ihrer Gesellschafterin. „Seine Nase ist roth geworden und er sieht ungemein plump aus. Seine Heirath mit jenem Weibe hat ihn hoffnungslos gemein gemacht. Mrs. Bute sagte immer, sie tränken miteinander und ich zweifle jetzt nicht mehr daran. Ja, er roch sogar widerlich nach Branntwein. Rochen Sie nichts?"

Vergebens warf die Briggs ein, Mrs. Bute verleumde

Jedermann und so viel sie in ihrer bescheidenen Stellung beurtheilen könnte, wäre . ."

"— Sie ein intrigantes schlaues Weib! Ja, das ist sie, und sie verleumdet Jedermann, — aber ich bin überzeugt, jenes Weib hat Rawdon zum Trinken gebracht; alle solche gemeinen Leute trinken."

"Er war sehr ergriffen Sie wieder zu sehen," sagte die Gesellschafterin "und ich bin überzeugt, wenn Sie bedenken, daß er auf das Feld der Gefahr geht . ."

"Wie viel Geld hat er Dir versprochen, Briggs?" fragte die Alte erzürnt. "Nun ja, nun weinst Du? Solche Scenen sind mir zuwider. Warum soll ich immer gepeiniget werden? Geh und weine in Deinem Zimmer und schicke mir die Firkin — aber Gott, setze Dich her, putze Dir die Nase, weine nicht mehr und schreibe einen Brief an den Rittmeister Crawley." Die arme Briggs setzte sich gehorsam an den Schreibtisch.

"Fange an: "mein verehrter Herr" oder "lieber Herr," das wird noch besser sein; dann sage, Du hättest durch Mrs. Crawley, nein durch Miß Crawley's Arzt, Herrn Creamer, die Weisung erhalten, ihm anzuzeigen, mein Gesundheitszustand wäre von der Art, daß mir heftige Gefühlsbewegungen gefährlich werden würden und daß ich deshalb Erörterungen über Familienangelegenheiten und selbst Besuche ablehnen müßte. Danke ihm dafür, daß er nach Brighton gekommen ist u. s. w., und bitte ihn meinetwegen nicht länger zu verweilen. Du kannst auch hinzusetzen, ich wünschte ihm eine glückliche Reise und wenn er bei meinem Advokaten nachfragen wollte, würde er eine Mittheilung

finden. — Das wird ihn veranlassen Brighton zu meiden.“ Die wohlwollende Briggs schrieb auch dies mit nieder.

„Mich zu überfallen gleich nach dem Tage nachdem Mrs. Bute fort ist,“ plauderte die alte Dame weiter, „war zu unverschämt. Liebe Briggs, schreibe auch der Mrs. Crawley, sie brauche nicht wieder zu kommen, nein, sie brauche, sie solle nicht wieder kommen; ich will keine Sclavin in meinem eignen Hause sein; ich will mich nicht vergiften, nicht durch Hunger peinigen lassen. Aber . . alle suchen meinen Tod!“ Und sie brach in Thränen aus.

Die letzte Scene ihrer Comödie auf dem Markte des Lebens rückte schnell heran; ein Lämpchen nach dem andern ging aus und der dunkle Vorhang schickte sich an zu fallen.

Der letzte Satz in dem Briefe, welcher Rawdon an den Advokaten der Miß Crawley in London verwies, tröstete den Dragoner und dessen Frau einigermaßen und bewirkte, was die alte Dame beabsichtigt hatte, indem er Rawdon schnell nach London trieb.

Von dem Verluste Josephs und Georgs Banknoten bezahlte er die Gasthofsrechnung. Wie nahe daran der Wirth gewesen war nichts zu erhalten, weiß er vielleicht heute noch nicht, denn wie ein Feldherr sein Gepäck zu dem Nachtrabe schickt ehe er eine Schlacht beginnt, hatte Rebecca wohlweislich ihre werthvollsten Gegenstände eingepackt und mit Georgs Diener fortgeschickt, der die Koffer nach London zu bringen hatte. Rawdon kehrte am folgenden Tage mit seiner Frau ebendahin zurück.

„Ich hätte die Alte gern noch einmal gesehen ehe wir

fortgingen," sagte er, „sie sieht so verändert aus, daß sie gewiß nicht lang mehr lebt... Was sie mir wohl von dem Advokaten geben lassen will? Zwei hundert Pfund, Rebecca? Weniger kann es doch unmöglich sein."

Wegen der häufigen Besuche der erwähnten Gerichtsdiener kehrte Rawdon mit seiner Frau nicht in die frühere Wohnung in Brompton zurück, sondern er stieg in einem Gasthause ab. Am andern Tage hatte Rebecca das Vergnügen sie zu sehen als sie durch jene Vorstadt kam, um die alten Sedley's, ihre liebe Amalie und ihre Freunde von Brighton zu besuchen. Sie waren aber alle fort nach Chatham und von da nach Harwich, um mit dem Regimente nach Belgien überzuschiffen. Die alte Mrs. Sedley dagegen fand sie sehr niedergeschlagen und traurig. Als sie zurückkam, traf sie ihren Mann, der bei dem Advokaten gewesen war und sein Schicksal erfahren hatte. Er war wüthend.

„Bei Gott, Rebecca," sagte er, „sie hat mir nur zwanzig Pfund gegeben."

Der Scherz war zu gut, obgleich gegen sie selbst gerichtet und Rebecca lachte laut auf über Rawdons getäuschte Erwartung.

Drittes Kapitel.

Zwischen London und Chatham.

Unser Freund Georg fuhr, nachdem er Brighton verlassen hatte, wie es einem Manne von Stande ziemte, der

vierspännig ankam, an einem Hotel ersten Ranges am Cavendish Platze vor, wo eine Reihe glänzender Zimmer und eine mit Silbergeschirr reich besetzte, von einem halben Dutzend schwarzer schweigender Kellner umgebene Tafel den jungen Herrn mit der Frau Gemahlin erwarteten. Georg machte die Honneurs mit fürstlicher Miene und Amalie führte zum ersten Male, mit außerordentlicher Blödigkeit natürlich, den Vorsitz an ihrem sogenannten eigenen Tische.

Georg tadelte den Wein und hetzte die Kellner, während Joseph sich die Schildkröte vortrefflich schmecken ließ. Dobbin legte ihm vor, denn die Frau vom Hause, vor welche die Terrine gestellt worden war, kannte den Inhalt so wenig, daß sie bei dem Vorlegen die ärgsten Versehen machte.

Das Verschwenderische des Mahles und die Wohnung, in welcher dasselbe eingenommen wurde, beunruhigten Dobbin, der nach Tische Vorstellungen dagegen machte als Joseph in dem großen Lehnstuhle schlief. Vergebens aber eiferte er gegen Schildkröte und Champagner, die für einen Erzbischof sich geziemt hätten. „Ich bin immer gewöhnt gewesen als Gentleman zu reisen," sagte Georg, „und meine Frau soll wie eine Lady reisen. So lange noch etwas da ist, soll es ihr an nichts fehlen," setzte er selbstgefällig hinzu und Dobbin versuchte es nicht ihn zu überreden, daß Amaliens Glück durchaus nicht in Schildkrötensuppe beruhe.

Bald nach Tische äußerte Amalie den Wunsch, den Georg etwas schmollend bewilligte, ihre Mutter in Ful-

ham zu besuchen. Sie trippelte dann in das ungeheuer große Schlafzimmer, in dessen Mitte das riesenhafte Bett stand, „in welchem des Kaisers Halexander Schwester schlief, als die alliirte Mägde hier waren,“ setzte ihren Hut auf und nahm den Shawl um. Georg saß noch beim Weine als sie in das Speisezimmer zurückkam und rührte sich nicht. „Begleitest Du mich nicht, lieber Mann?“ fragte sie ihn. Nein, der „liebe Mann“ hatte diesen Abend „Geschäfte.“ Sein Diener sollte ihr einen Wagen holen und mit ihr fahren. Als der Wagen an der Thür hielt, machte Amalie ihrem Manne eine leichte Verbeugung, in welcher sich getäuschte Erwartung aussprach, sah ihm vergeblich ein Paarmal in das Gesicht und ging traurig die große Treppe hinunter, Dobbin voraus, der ihr in den Wagen half und denselben fortfahren sah. Der Diener sogar schämte sich, dem Kutscher die Adresse im Beisein der Kellner zu sagen und versprach ihm dieselbe später mitzutheilen.

Dobbin ging in sein altes Quartier zu Slaughters und dachte, wie angenehm es sein müßte, mit Mrs. Osborne in jenem Miethwagen zu sitzen. Georg war offenbar ganz anderer Meinung, denn als er genug getrunken hatte, ging er in das Theater, um Kean als Shylock zu sehen. Er liebte das Drama sehr und hatte selbst auf verschiedenen Liebhabertheatern gespielt. Joseph schlief bis es lange dunkel geworden war und wurde endlich durch das Hin- und Hergehen seines Dieners geweckt, welcher die Flaschen von der Tafel abräumte. Dann mußte wieder

ein Wagen geholt werden, um diesen „großen" Mann in seine Wohnung und sein Bett zu bringen.

Mrs. Sedley schloß ihre Tochter, wie man erwarten kann, mit mütterlicher Innigkeit ans Herz und lief an die Thür als der Wagen da erschien, um die weinende, zitternde junge Frau zu empfangen. Der alte Herr Clapp, der in Hemdärmeln war und in dem Gärtchen arbeitete, fuhr erschrocken zurück. Das irländische Dienstmädchen kam aus der Küche heraus und lächelte ein „Gott behüte Sie." Amalie konnte kaum die Stufen hinaufgehen.

Wie die Schleußen geöffnet wurden und Mutter und Tochter weinten, als sie in dem Zimmer einander umschlungen hielten, kann sich jeder Leser selbst denken, der nur irgend eine sentimentale Ader hat. Wann weinten Frauen nicht? Bei welcher Gelegenheit von Freude oder Trauer oder irgend einem andern Geschäft des Lebens? Nach einem solchen Ereignisse wie eine Heirath ist waren Mutter und Tochter wohl auch vollkommen gerechtfertiget ihrem Gefühle nachzugeben, das so wohlthuend ist. Ich habe Frauen, die einander hassen, wegen einer Heirath einander zärtlich küssen und mit einander weinen sehen. Wieviel mögen sie erst empfinden wenn sie lieben! Gute Mütter heirathen gleichsam selbst wieder mit bei der Hochzeit ihrer Töchter und wer wüßte nicht, wie übermütterlich bei spätern Ereignissen die Großmütter sind? Ja eine Frau weiß oft wirklich gar nicht was eigentlich eine Mutter ist bis sie Großmutter geworden ist. Lassen wir deshalb Amalien und ihre Mutter im Zwielicht im Zimmer weinen und lachen und schluchzen. Der alte Sedley that es auch. Er

hatte nicht errathen wer in dem Wagen sitze als derselbe erschien. Er war seiner Tochter nicht entgegen geflogen, ob er sie gleich innig küßte, als sie in das Zimmer trat (wo er sich wie gewöhnlich mit seinen Papieren, Briefen und Rechnungen beschäftigte). Nach einiger Zeit ging er wohlweislich hinaus, um Mutter und Tochter ungestört bei einander zu lassen.

Georgs Diener sah sehr geringschätzig auf Herrn Clapp herunter, der in Hemdärmeln seine Rosenstöcke begoß; sehr herablassend aber nahm er seinen Hut vor Herrn Sedley ab, der sich nach seinem Schwiegersohne erkundigte, nach Josephs Wagen, ob die Pferde desselben in Brighton gewesen wären, nach dem höllischen Verräther Bonaparte und nach dem Kriege, bis das irische Dienstmädchen mit einem Teller und einer Flasche Wein kam, aus welcher der alte Herr dem Diener durchaus selbst einschenken wollte. Er gab ihm auch eine halbe Guinee, welche der Diener mit einer Mischung von Verwunderung und Verachtung einsteckte. „Auf das Wohl Ihres Herrn und Ihrer Herrin, Troller," sagte Herr Sedley, „und hier ist etwas, daß Sie die Gesundheit auch zu Hause einmal trinken können."

Es waren erst neun Tage vergangen seit Amalie dieses Häuschen und ihre Aeltern verlassen und doch — wie weit schien die Zeit schon entfernt zu sein, als sie Abschied genommen hatte! Welch ein Abgrund lag zwischen ihr und jener Vergangenheit! Sie konnte von ihrem jetzigen Standpunkte aus zu derselben zurücksehen und fast als ein andres Wesen das in ihrer Liebe versunkene Mädchen betrachten, die Augen nur für einen Gegenstand hatte, die

Liebe ihrer Aeltern wenn nicht mit Undank, so doch wenigstens gleichgiltig annahm als gebühre sie ihr und deren ganzes Herz, deren sämmtliche Gedanken auf die Erfüllung eines Wunsches gerichtet waren. Die Musterung jener erst seit so kurzer Zeit vergangenen und doch bereits so weit entschwundenen Tage erfüllte sie mit Scham und der Anblick ihrer liebevollen Aeltern weckte Reue in ihr. War der Preis gewonnen — der Himmel des Lebens — und die Gewinnende noch immer zweifelnd und unbefriediget? Der Romanschreiber läßt gewöhnlich den Vorhang fallen, sobald sein Held und seine Heldin die Eheschranken überstiegen haben, als wäre das Drama vorüber, als wären die Zweifel und Kämpfe des Lebens geendet, als wäre, in dem Lande der Ehe angelangt, alles grün und blühend und als hätten Mann und Frau weiter nichts zu thun als Arm in Arm gemächlich, in glücklichem und vollkommenem Genusse nach dem Alter hinab zu wandern. Unsere kleine Amalie aber stand eben am Ufer ihres neuen Landes und blickte bereits besorgt wiederum zurück nach den traurig-freundlichen Gestalten, die ihr von dem andern entfernten Ufer herüber Abschied zuwinkten.

Die Mutter hielt es für nöthig zu Ehren des Besuchs der jungen Frau ich weiß nicht welches Festessen anzuordnen, verließ deshalb nach dem ersten warmen Gespräche Mrs. George Osborne und begab sich in die Küche, um Anstalten zu einem festlichen Thee zu machen. Alle Leute haben ihre besondere Art ihre Liebe auszudrücken und der Meinung der Mrs. Sedley zufolge mußte ein geröstetes Brödchen mit Apfelsinenmarmelade eine ganz besonders

angenehme Erfrischung für Amalien in deren höchst interessanter Lage sein.

Während man sich unten mit diesen Delicatessen beschäftigte, verließ Amalie das Zimmer, ging die Treppe hinauf und gelangte, sie wußte selbst kaum wie, in das kleine Gemach, das sie vor ihrer Verheirathung inne gehabt hatte und auf den Stuhl, in welchem sie so viele bittere Stunden verbracht. Sie sank in dessen Arme wie in die eines alten Freundes und überdachte die vergangene Woche und das Leben jenseits derselben. Immer betrübt und ohne recht zu wissen warum rückwärts zu blicken, immer nach etwas sich zu sehnen, das, wenn es erlangt war, mehr Zweifel und Traurigkeit als Vergnügen brachte, war das Geschick unsres kleinen armen Wesens, der verirrten harmlosen Wandrerin unter dem gewaltigen Gedränge auf dem Markte des Lebens.

Da saß sie nun und rief sich mit inniger Liebe das Bild Georgs zurück, vor welchem sie vor ihrer Heirath gekniet hatte. Gestand sie sich wie verschieden der wirkliche Mann von dem herrlichen jungen Helden war, den sie angebetet hatte? Es gehören viele viele Jahre dazu — und ein Mann muß sehr schlecht sein — ehe der Stolz und die Eitelkeit einer Frau ein solches Geständniß zulassen. Dann sah sie vor sich Rebecca's blinzelnde grüne Augen und ihr verderbliches Lächeln und es begann ihr zu grauen. Und so saß sie eine lange Weile da in ihrem gewöhnlichen Brüten, in der traurigen melancholischen Haltung, in welcher sie das ehrliche Dienstmädchen an dem Tage gefun-

den hatte als sie ihr den Brief brachte, in welchem Georg seinen Heirathsantrag wiederholte.

Sie blickte nach dem weißen Bettchen, in welchem sie noch vor wenigen Tagen geschlummert hatte und meinte, sie schliefe doch wohl gern wieder da und erwache dann wie früher, während die Mutter lächelnd neben ihr stehe. Dann gedachte sie mit Grauen an den großen Damastbett-pavillon in dem großen großen Schlafzimmer, der sie in dem großen Hôtel an dem Cavendish-Platze erwarte. Du liebes weißes Bettchen! Wie manche lange Nacht hatte sie auf den Kissen geweint! Wie hatte sie gehofft und gefürchtet da zu sterben! Waren doch nun alle ihre Wünsche erfüllt, war der Mann, um dessetwillen sie hatte sterben wollen, für immer der ihrige! Wie geduldig und liebreich hatte die Mutter an diesem Bette gesessen und sie getröstet! Sie ging hin ans Bett, kniete an demselben nieder und die verletzte, schüchterne, aber sanfte nnd liebende Seele suchte den Trost, wo das Mädchen bis dahin, wie nicht geleugnet werden kann, selten nach Trost sich umgesehen hatte. Die Liebe war bisher ihr Glaube, ihre Religion gewesen und das betrübte, blutende, getäuschte Herz begann nun das Bedürfniß andern Trostes zu fühlen.

Haben wir ein Recht ihren Gebeten zuzuhören und sie hier zu wiederholen? Die Gebete sind Geheimnisse und gehören nicht zu dem Bereiche des Marktes, auf welchem unsre Geschichte sich bewegt. Nur soviel können wir sagen, daß die junge Frau, als der Thee endlich fertig dastand, um Vieles erheiterter hinunter kam, daß sie über

ihr Schicksal nicht klagte und weder an Georgs Kälte noch an Rebecca's Augen dachte wie sie es kurz vorher gethan hatte. Sie ging hinunter, küßte Vater und Mutter, sprach mit dem Alten und machte ihn heiterer als er seit vielen Tagen gewesen war. Sie setzte sich auch an das Piano, das Dobbin für sie gekauft hatte und sang alle Lieblingslieder ihres Vaters. Sie nannte den Thee vortrefflich und pries den ausgezeichneten Geschmack, mit welchem die Marmelade in den geschliffenen Gläsern vertheilt war. So versuchte sie Jedermann glücklich zu machen, wurde es selbst, schlief fest in dem großen Bettpavillon und erwachte lächelnd als Georg aus dem Theater zurückkam.

Am nächsten Tage hatte Georg noch wichtigere „Geschäfte" vor als die, welche ihn veranlaßt hatten, Kean als Shylock zu sehen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in London hatte er dem Advokaten seines Vaters geschrieben und ihm angezeigt, daß er eine Besprechung mit ihm am nächsten Tage zu haben wünsche. Seine Verluste im Billard- und Kartenspiel an den Rittmeister Crawley hatten ihn die Börse fast geleert, die neu gefüllt werden mußte, ehe er seine Reise begann und es blieb ihm nichts übrig als die zwei tausend Pfund anzugreifen, welche der Advokat ihm auszuzahlen hatte. Fest war er überzeugt, daß sein Vater binnen Kurzem ihm verzeihen würde. Wie konnte auch ein Vater irgendwie lange zürnen gegen einen Mann wie er war? Wenn seine Vergangenheit und seine persönlichen Verdienste nicht zureichen sollten den alten Osborne zu erweichen, wollte Georg in dem bevorstehenden Feldzuge sich

so auszeichnen, daß der alte Herr ihm entgegen kommen müßte. Und wenn er es auch da nicht that? Nun, die Welt lag vor ihm. Er konnte im Kartenspiele besseres Glück haben und zwei tausend Pfund langten auch schon ziemlich weit.

Er schickte damnach Amalien nochmals in einem Wagen zu ihrer Mutter mit strengen Befehlen und carte blanche für beide alles einzukaufen was eine Dame wie Mrs. Georg Osborne brauche, die eine Reise in das Ausland unternehmen will. Sie hatten nur einen Tag zu dieser großen Aufgabe vor sich und man kann sich denken, daß sie dieselbe vollständig beschäftigte. In einem Wagen, von der Putzmacherin zu dem Leinwandhändler, von gefälligen Verkäufern mit übergroßer Höflichkeit an den Wagen zurück begleitet, war Mrs. Sedley wieder sie selbst wie sonst und seit ihrem Unfalle zum ersten Male wieder ganz glücklich. Auch Amalie fand Vergnügen daran, so die verschiedenen Verkaufslocale zu besuchen und schöne Dinge zu besehen und zu kaufen. (Würde irgend ein Mann, selbst der größte Philosoph, zwei Pence für eine Frau geben, welcher dies kein Vergnügen machte?)

Ueber den bevorstehenden Krieg war die junge Frau Osborne's sehr wenig besorgt; Bonaparte mußte ja fast ohne Kampf erdrückt werden. Packetschiffe fuhren fast jeden Tag von Margate mit Modeherrn und angesehenen Damen ab, die sich nach Brüssel oder Gent begeben wollten, wie wenn es eine Vergnügungspartie, nicht aber ein Krieg sei. Die Zeitungen verspotteten den corsischen Emporkömmling. Wie konnte ein solcher den Armeen Europa's und dem Ge=

nie des unsterblichen Wellington widerstehen! Amalie verachtete ihn vollkommen, denn es braucht nicht bemerkt zu werden, daß dies sanfte gute Wesen die Ansichten seiner Umgebungen annahm und solche Treue viel zu demüthig war, als daß sie für sich selbst hätte denken können. Sie und ihre Mutter besuchten also an diesem Tage eine Menge Läden und sie benahm sich ganz entsprechend bei ihrem ersten Erscheinen in der modischen Londoner Welt.

Georg begab sich unterdeß den Hut auf einer Seite und mit dem martialischesten Ausdrucke im Gesichte in die Expedition des Advokaten, als sei er der Herr und Gebieter aller der bleichbäckigen Schreiber, die da saßen. Er befahl sofort, daß Jemand Herrn Higgs melden möge, daß Capitain Osborne auf ihn warte, als ob ein Advokat, der dreimal klüger war als er, funfzigmal mehr Geld und tausendmal mehr Erfahrung hatte, ein armseliger Mensch sei, der augenblicklich jedes Geschäft aufgeben müsse, um des Capitains Wunsch und Verlangen zu erfüllen. Er bemerkte das verächtliche Lächeln auf dem Gesichte aller Anwesenden nicht während er dasaß, mit dem Stocke auf seine Stiefeln klopfte und bei sich dachte, was für arme Teufel sie wären. Die armen Teufel wußten aber recht wohl, wie es mit ihm stand. Sie hatten oftmals beim Biere im Wirthshause unter einander und mit Andern gesprochen. Mein Gott, was alles wissen die Advokaten und Advokatenschreiber in London! Vor ihren Augen ist nichts verborgen und sie beherrschen mit ihren dienstbaren Geistern stumm die ganze große Stadt.

Vielleicht erwartete Georg als er in das Zimmer des

Herrn Higgs trat, derselbe werde den Auftrag haben ihm einen Vermittelungs- oder einen Versöhnungsvorschlag von seinem Vater mitzutheilen; vielleicht hatte er sein stolzes kaltes Wesen als Zeichen seines Muthes und seiner Entschlossenheit angenommen; wenn es so war, trat seinem Stolze eine Kälte und Gleichgiltigkeit von Seiten des Advokaten entgegen, welche sein Prahlen lächerlich machen mußten. Er that als schriebe er als der Capitain eintrat. „Setzen Sie sich gefälligst nieder," sagte er, „ich werde Ihr kleines Geschäft sofort vornehmen. Herr Poe, holen Sie doch die Papiere," und er schrieb weiter.

Als Poe die fraglichen Papiere gebracht hatte, berechnete der Advokat den Betrag von zweitausend Pfund in Staatspapieren nach dem Tagescourse und fragte den Capitain, ob er die Summe in einer Anweisung auf den Bankier annehmen wolle oder ob er denselben beauftragen solle Staatspapiere zu diesem Betrage zu kaufen. „Einer der Bevollmächtigten der verstorbenen Mrs. Osborne befindet sich nicht in der Stadt," sagte er gleichgiltig; „mein Client wünscht aber ganz nach Ihrem Wunsche zu handeln und die Sache so bald als möglich abzumachen."

„Geben Sie mir eine Anweisung," antwortete der Capitain mürrisch. „Lassen Sie die Shil. und Pence," setzte er hinzu als der Advokat den Betrag auf die Anweisung schrieb und ging mit dem Papiere in der Tasche stolz hinaus, mit dem schmeichelhaften Gefühle den alten Advokaten durch seine Freigebigkeit verblüfft zu haben.

„Nach zwei Jahren ist dieser junge Mensch im Gefängniß," sagte Herr Higgs zu Herrn Poe.

„Meinen Sie nicht, daß Herr Osborne doch noch nachgiebt?"

„So wenig wie das Monument," antwortete Higgs.

„Er lebt ziemlich flott," sprach der Schreiber weiter. „Er ist erst eine Woche verheirathet und gestern Abend nach dem Theater sah ich ihn Mrs. Highflyer mit mehrern andern Officieren zu ihrem Wagen begleiten." Darauf wurde ein anderes Geschäft vorgenommen und an Georg Osborne hatte der Advokat nicht mehr zu denken.

Die Anweisung war auf unsere Freunde Hulker und Bullock gestellt, zu diesen ging Georg und von diesen erhielt er das Geld. Fred. Bullock befand sich zufällig nicht in dem Comptoir, sondern war in dem offnen Laden als Georg eintrat. Sein gelbes Gesicht nahm eine noch leichenhaftere Farbe an als er den Capitain erblickte; auch kehrte er sofort in das Comptoir zurück. Georg seinerseits war zu eifrig mit dem Gelde beschäftigt (denn eine solche Summe hatte er noch nie besessen) als daß er das Gesicht oder die Flucht des leichenhaften Verlobten seiner Schwester hätte bemerken können.

Fred. Bullock erzählte dem alten Osborne von dem Erscheinen und Benehmen seines Sohnes. „Er kam," sagte er und ließ sich die Summe bis auf den letzten Schilling auszahlen. „Wie lange werden diese paar hundert Pf. bei ihm aushalten?" Osborne betheuerte mit einem entsetzlichen Eide, daß es ihm sehr gleichgiltig sei, wo und wie er es ausgebe. Fred. Bullock speiste an diesem Tage in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters, und Georg war mit seinem Geschäfte sehr wohl zufrieden. Er machte

sich so schnell als möglich reisefertig und bezahlte die Einkäufe seiner Frau wie ein Lord mit Anweisungen auf seinen Agenten.

Viertes Kapitel.

Amalie geht zu dem Regimente.

Als Josephs schöner Wagen an der Thüre des Hotels in Chatham vorfuhr, war das erste Gesicht, welches Amalie erkannte, das freundliche des Capitain Dobbin, der schon eine Stunde lang in Erwartung der Ankunft seiner Freunde in der Straße auf- und abgegangen war Der Capitain, mit Schnuren auf dem Fracke, mit rother Schärpe und Degen, hatte ein so militairisches Aussehen, daß Joseph stolz war einen solchen Freund zu besitzen und der dicke Civilist begrüßte ihn demnach mit einer Herzlichkeit, die sich von dem Empfange sehr unterschied, welchen er dem braven Dobbin an andern Orten angedeihen ließ.

Bei dem Capitain befand sich der Fähndrich Stubble, der, als der Wagen näher kam, laut ausrief: „bei Gott, was für eine schöne Frau!“ und Osborne's Wahl höchlich billigte. Amalie sah wirklich in ihrem braunen Oberrocke mit rosa Band, die Wangen geröthet von der schnellen Fahrt in der freien Luft, so frisch und hübsch aus, daß das Compliment Stubble's vollkommen gerechtfertigt war. Dobbin liebte ihn um dieses Complimentes willen. Als er an den Wagen trat, um der Dame bei dem Aussteigen behilflich zu sein, bemerkte Stubble, welche schöne kleine Hand

sie ihm reichte und ein wie niedlicher Fuß auf den Tritt trat. Er erröthete stark, machte die beste Verbeugung, die er zu Stande bringen konnte und Amalie, welche die Nummer des —ten Regiments an seiner Mütze sah, erwiderte sie mit erröthendem Lächeln, was den jungen Mann vollends überwältigte. Dobbin schloß sich von diesem Tage an Herrn Stubble freundlich an und ermuthigte ihn auf ihren Spaziergängen von Amalien zu sprechen. Es wurde förmlich Mode unter den jungen Offizieren des —ten Regiments, Mrs. Osborne zu bewundern und zu verehren. Ihr natürliches, bewußtloses Benehmen und ihre bescheidene Freundlichkeit gewannen ihr alle unverdorbenen Herzen. Mit Worten läßt sich die Einfachheit und Anmuth nicht beschreiben; wer aber hat sie unter Frauen nicht gefunden und sie bewundert, selbst wenn die Damen nichts sagen als: sie wären für die nächste Quadrille schon engagirt oder „es wird recht schönes Wetter.“ Georg, einer der Ersten und Liebling des Regiments, stieg außerordentlich in der Meinung aller jungen Officiere, weil er ein solches armes Mädchen geheirathet und weil er eine so schöne Frau sich ausgesucht.

In dem Zimmer, welches die Reisenden erwartete, fand Amalie zu ihrer Ueberraschung einen Brief an die Frau Hauptmann Osborne. Es war ein dreieckiges Briefchen auf rosa Papier, gesiegelt mit einem Wappen, auf dem man eine Taube und einen Oelzweig sah und geschrieben mit großer, wenn auch unsicherer weiblicher Schrift.

„Es ist Gretchen O'Dowd's Faust,“ sagte Georg lachend. „Ich kenne es am Siegel.“ Und es war aller-

dings ein Briefchen von Frau Majorin O'Dowd, welche um das Vergnügen der Gesellschaft der Mrs. Osborne für den Abend zu einer kleinen freundschaftlichen Gesellschaft bat. „Gehen mußt Du,“ sagte Georg. „Du wirst das Regiment da kennen lernen. O'Dowd commandirt das Regiment und Gretchen commandirt den O'Dowd.“

Noch hatten sie sich nicht viele Minuten über den Brief der Frau Majorin gefreut als die Thür aufgerissen wurde und eine kräftige muntere Frau im Reitanzuge mit zwei Officieren eintrat. „Ich konnte nicht so lange warten. Stellen Sie mich, lieber Osborne, Ihrer Frau vor. Madame, ich freue mich Sie zu sehen und Ihnen meinen Mann den Major O'Dowd, vorzustellen;“ mit diesen Worten ergriff die muntere Frau im Reitanzuge Amaliens Hand und die letztere wußte sofort, daß die Dame vor ihr stehe, über welche ihr Mann so oft gelacht hatte. „Sie haben von Ihrem Manne da gewiß oft von mir gehört,“ sagte die Dame mit großer Lebhaftigkeit.

„Sie werden oft von ihr gehört haben,“ wiederholte ihr Mann, der Major.

Amalie bestätigte dies lächelnd.

„Viel gutes wird er von mir nicht gesagt haben,“ fuhr Mrs. O'Dowd fort, die dann hinzusetzte, Osborne tauge nicht viel.

„Dafür verbürge ich mich,“ sagte der Major, der eine recht pfiffige Miene anzunehmen suchte, worüber Georg lachte und die Frau Majorin berührte ihren Mann mit der Reitgerte und befahl ihm sich ruhig zu verhalten. Dann

verlangte sie in aller Form der Mrs. George Osborne vorgestellt zu werden.

„Liebe Frau,“ sagte demnach Georg sehr gravitätisch, „dies ist meine vortreffliche, freundliche und gütige Freundinn Aurelie Margarethe oder vielmehr Gretchen . .“

„Da haben Sie recht,“ fiel der Major ein.

„. . oder viel mehr Gretchen, Gemahlin des Major Michael O'Dowd von unserem Regimente, Tochter von Fitzgerald Beresford von Burgo Malony von Glenmalony, in der Grafschaft Kildare.“

„Muryan Platz in Dublin,“ fiel die Dame in ruhiger Ueberlegenheit ein.

„Allerdings Muryan Platz,“ flüsterte der Major.

„Dort hast Du mir den Hof gemacht, lieber Major,“ sagte die Dame und der Major gab das zu, wie fast alles was in einer Gesellschaft gesprochen wurde.

Der Major O'Dowd, der seinem Fürsten in jedem Welttheile gedient und jede Stufe in seinem Stande durch eine mehr als entsprechende kühne und tapfere That erkauft hatte, war der bescheidenste, schweigsamste, sanfteste kleine Mann mit einem Schafsgesichte und seiner Frau vollkommen gehorsam. An der Officiertafel saß er schweigend und trank viel. Hatte er sich voll getrunken, wankte er still nach Hause. Sprach er, so geschah es nur, um seine Zustimmung Jedermann über jeden erdenklichen Gegenstand zu erkennen zu geben und so schritt er in vollkommner Seelenruhe und guter Laune durch die Welt. Die heißeste Sonne in Indien erhitzte sein Temperament niemals und das Fieber auf Walcheren erschütterte es nicht. Er ging

gegen eine Batterie mit demselben Gleichmuthe wie zu Tische, hatte Pferdefleisch und Schildkröte mit gleichem Appetite gegessen und hatte eine alte Mutter, Mrs. O'Dowd von O'Dowdtown, der er nie ungehorsam gewesen, außer als er ihr davon gelaufen und Soldat geworden war und dann als er Gretchen Malony geheirathet hatte.

Gretchen war eine von fünf Schwestern und eine von elf Kindern des adeligen Hauses Glenmalony. Ihr Mann indeß, obgleich von der Mutterseite mit ihr verschwägert, hatte keineswegs das unschätzbare Glück mit den Malonies verwandt zu sein, die sie für die berühmteste Familie in der Welt hielt. Nachdem sie es neun Saisons in Dublin und zwei in Bath und Cheltenham versucht hatte, ohne einen Begleiter durch das Leben zu finden, befahl Miß Malony ihrem Vetter Mick sie zu heirathen als sie drei und dreißig Jahre alt war; der redliche Mann gehorchte und nahm sie mit nach Westindien, damit sie den Vorrang unter den Damen vom —ten Regimente einnehme, zu dem er versetzt worden war.

Ehe Mrs. O'Dowd eine halbe Stunde in Amaliens Gesellschaft gewesen war (oder sonst in irgend Jemandes) hatte diese liebenswürdige Dame der neuen Freundin alles von ihrer Geburt und Abstammung erzählt. „Es war," sagte sie gutmüthig, „eigentlich meine Absicht den Osborne da zu meinem Schwager zu machen und meine Schwester Glorvina würde auch ganz gut für ihn gepaßt haben; aber was vorbei ist, ist vorbei und da er mit Ihnen versprochen war, so bin ich entschlossen Sie als Schwester anzunehmen und wie ein Glied meiner Familie

zu lieben. Sie haben ein so gutmüthiges Gesichtchen, daß ich nicht zweifele, wir werden uns ganz gut vertragen und daß sie wirklich eine Vermehrung unserer Familie sein werden."

„Das wird sie gewiß," sagte O'Dowd mit zustimmender Miene und Amalie fühlte nicht geringe Dankbarkeit so plötzlich in einen so großen Kreis von Verwandten aufgenommen zu werden.

„Wir sind alle gute Leute hier," fuhr die Frau des Majors fort. „In keinem Regimente werden Sie eine einigere Gesellschaft und eine angenehmere Officierstafel finden. Unter uns kommt kein Zank, kein Verleumden, kein Nachreden vor. Wir lieben uns Alle untereinander."

„Besonders Mrs. Magenis," sagte Georg lachend.

„Die Frau Capitain Magenis und ich haben uns versöhnt, obgleich ihre Behandlung mich mit grauem Haar in die Grube bringen könnte."

„Und Du hast doch so schönes schwarzes Haar, Gretchen," sagte der Major.

„Schweig Du, Dummkopf. Die Männer sind doch immer im Wege, liebe Mrs. Osborne und dem meinigen habe ich schon tausendmal gesagt, er solle seinen Mund nur aufmachen, um zu commandiren oder Essen und Trinken damit aufzunehmen. Ich werde Ihnen alles von dem Regimente sagen und Sie warnen, wenn wir allein sind. Jetzt stellen Sie mich Ihrem Bruder vor; er ist ein sehr schöner Mann und erinnert mich an meinen Vetter Daniel Malony (Malony von Ballymalony, wissen Sie, der sich mit Ophelie Scuiley von Oystherstown, der Cousine des Lord Poldoody,

verheirathete. Herr Sedley, ich freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen. Vermuthlich speisen Sie heute an der Officierstafel. (Mick, denke an den Doctor und bleibe nüchtern zu meiner Gesellschaft heute Abend.)

„Das 150. Reg. giebt uns einen Abschiedsschmaus, liebes Kind," fiel der Major ein, „aber wir werden leicht eine Karte für Herrn Sedley erhalten."

„Simple (Fähndrich Simple von unserm Regimente, liebe Amalie, ich vergaß Ihnen denselben vorzustellen), Simple, laufen Sie doch gleich zu dem Oberst Tavish mit einer Empfehlung von der Majorin O'Dowd und Capitain Osborne hätte seinen Schwager mitgebracht und wünschte ihn Punkt fünf Uhr mit zur Tafel zum 150. zu bringen." Ehe noch diese Rede der Frau Major O'Dowd beendigt, war der junge Fähndrich die Treppe hinab, um seinen Auftrag auszurichten.

„Gehorsam ist die Seele der Armee. Wir werden unsere Geschäfte besorgen, während Mrs. O'Dowd bei Dir bleibt, liebe Emmy," sagte Capitain Osborne und die beiden Capitaine gingen mit dem Major in der Mitte hinweg.

Die ungestüme Mrs. O'Dowd, die ihre neue Freundin nun allein hatte, überschüttete sie mit einer solchen Masse von Nachrichten, daß man glauben konnte, sie hätten in dem Gedächtnisse eines Weibes gar nicht Raum. Sie theilte Amalien tausend Einzelnheiten über die sehr zahlreiche Familie mit, deren Mitglied die erstaunte junge Frau mit einem Male geworden sein sollte. „Mrs. Heavytop, die Frau des Obersten, starb in Jamaica am gelben Fieber und an Kummer, denn der schreckliche alte Oberst, dessen

Kopf so kahl ist wie eine Kanonenkugel, machte dort einem Mulattenmädchen den Hof. Mrs. Magenis wäre, obgleich ohne alle Bildung, eine ganz gute Frau, aber sie habe eine böse Zunge und im Whist betrüge sie ihre eigene Mutter. Mrs. Firk verdreht ihre Krebsaugen bei dem bloßen Gedanken an ein Spiel (während mein Vater, ein so frommer Mann als je einer in die Kirche ging, mein Oheim Daniel Malony und unser Vetter der Bischof jeden Abend so lange sie lebten, ein Spielchen machten.) Keine von ihnen begleitet dies Mal das Regiment," setzte die Frau Majorin hinzu. „Fanny Magenis bleibt bei ihrer Mutter, die wahrscheinlich Kohlen und Kartoffeln in Islington bei London verkauft, ob sie gleich immer von den Schiffen ihres Vaters spricht und auf sie zeigt, wenn sie den Fluß hinauf fahren; Mrs. Firk wird mit ihren Kindern auf dem Bathseba Platze bleiben, um in der Nähe ihres Lieblingspredigers, Dr. Ramshorn, zu sein. Mrs. Bunny ist guter Hoffnung — beiläufig gesagt, sie ist es fortwährend — und hat ihrem Lieutenant schon sieben geschenkt. Die Frau des Fähndrich Posky, der vor zwei Monaten eintrat, hat sich schon zwanzigmale mit ihrem Manne so gezankt, daß man es in der ganzen Caserne hören konnte (man sagt gar, sie wären handgemein geworden und der Fähndrich hat auch nie gesagt, woher er sein blaues Auge habe) und wird zu ihrer Mutter zurückgehen, die eine Mädchenschule in Richmond hat. Sie hätte gleich dort bleiben sollen. Wo erhielten Sie Ihre Erziehung, meine Liebe? Ich war, denn es wurden keine Kosten gescheut, bei Mrs. Flanaham in Klyssus Grove bei Dublin, wo uns eine Marquisin die

ächte pariser Aussprache lehrte und ein ehemaliger General-major der französischen Armee unser Tanzmeister war."

Beim Thee wurde Amalie den andern Mitgliedern dieser merkwürdigen Familie vorgestellt und sie machte auf dieselben, da sie ruhig, gutmüthig und nicht gar zu schön war, einen ziemlich angenehmen Eindruck, bis zur Ankunft der Herrn von der Officiertafel des 150. Regiments, die sie alle so bewunderten, daß ihre „Schwestern" ganz natürlich manche Fehler an ihr zu entdecken anfingen.

„Hoffentlich hat sich Osborne die Hörner abgelaufen," sagte Mrs. Magenis zu Mrs. Bunny.. „Wenn ein gebesserter Bruder Liederlich einen guten Ehemann abgiebt, so hat sie ziemlich gute Aussicht mit ihrem Georg," bemerkte Mrs. O'Dowd gegen die Posky, die nun nicht mehr die jüngste Frau im Regimente und deshalb gegen Amalie aufgebracht war. Mrs. Firk, die Schülerin des Dr. Ramshorn, legte Amalien ein Paar der kirchlichen Fragen vor, welche eben am eifrigsten besprochen wurden, um zu sehen ob sie eine gute Christin sei. Da sie sich aber nach den einfachen Antworten der Mrs. Osborne überzeugte, dieselbe wandele noch gänzlich in Finsterniß, überreichte sie ihr im Stillen drei Büchelchen, z. B. „des englischen Soldaten bestes Bajonet," und ersuchte sie dieselben zu lesen, bevor sie zu Bett gehe.

Die Männer dagegen, die ja so gutmüthig sind, drängten sich um die hübsche junge Frau ihres Cameraden und machten ihr mit militairischer Galanterie den Hof. Sie feierte einen kleinen Triumph, der ihren Muth erhöhete und ihre Augen funkeln ließ. Georg war stolz darauf und

sehr gefiel ihm die Art, in welcher sie die Aufmerksamkeiten der Herrn aufnahm und die Complimente derselben beantwortete. Um wie vieles war er in der Uniform schöner als irgend Einer in dem Zimmer. Sie fühlte, daß er sie liebevoll beobachtete und glühete vor Wonne über seine Freundlichkeit. „Ich will alle seine Freunde willkommen heißen," nahm sie sich in ihrem Herzen vor. „Ich will alle lieben, die ihn lieben. Ich will mich immer bestreben heiter und gutgelaunt zu sein und ihn glücklich zu machen."

Das Regiment nahm sie mit Acclamation auf. Die Capitains billigten, die Lieutenants schenkten ihr ihren Beifall und die Fähndriche bewunderten sie. Der alte Cutle, der Arzt, machte ein Paar Witze, die wir nicht zu wiederholen brauchen, da sie seinem Stande entsprachen; Cackle, sein Assistent, ließ sich herab sie in Literatur zu examiniren und prüfte sie mit drei seiner besten französischen Brocken; Stubble ging von Mann zu Mann, um ihnen zuzuflüstern: „ist sie nicht eine reizende Frau?" und wendete die Augen nicht von ihr ab, außer als der Negus kam.

Capitain Dobbin sprach den ganzen Abend hindurch nicht mit ihr; er brachte aber mit dem Capitain Porter vom 150. Regiment Joseph nach Hause, der in sehr aufgeregtem Zustande war und seine Geschichte von der Tigerjagd mit großer Wirkung erzählt hatte, sowohl an der Offizierstafel als in der Soirée der Mrs. O'Dowd, die ihren Turban mit dem Paradiesvogel trug. Nachdem er den Einnehmer dessen Diener überantwortet hatte, schlenderte Dobbin noch umher und rauchte seine Cigarre vor dem Hotel. Georg hatte unterdeß seine Frau sehr sorgsam in den Shawl ge-

hüllt und begleitete sie aus der Wohnung der Mrs. O'Dowd hinweg, nachdem sie allen jungen Officieren hatte die Hand reichen müssen, die sie an den Wagen begleiteten. Als sie aus demselben ausstieg, stand Dobbin noch da, sie reichte ihm die Hand und machte ihm lächelnd Vorwürfe, daß er sie den ganzen Abend über nicht beachtet habe.

Der Capitain gab sich der abscheulichen Gewohnheit des Rauchens noch lange hin als alle im Hotel und in der Straße zu Bett gegangen waren. Er sah die Lichter aus Georgs Wohnzimmer verschwinden und dann in dem anstoßenden Schlafzimmer wieder erscheinen. Es war fast Morgen als er in sein Quartier zurückkam. Er konnte das Rufen auf den Schiffen im Flusse hören, die ihre Ladung einnahmen, bevor sie die Themse hinunter gingen.

Fünftes Kapitel.

Amalie rückt in die Niederlande ein.

Das Regiment mit seinen Offizieren sollte in Schiffen, welche die Regierung zu diesem Zwecke lieferte, übergesetzt werden und zwei Tage nach der festlichen Gesellschaft bei Mrs. O'Dowd gingen die Transportschiffe unter dem Zurufe von allen Ostindiernfahrern auf dem Flusse und den Soldaten am Ufer, während die Musik das God save the king spielte, die Offiziere ihre Hüte schwenkten und die Mannschaft Hurrah rief, den Fluß hinunter und unter Bedeckung nach Ostende. Der galante Joseph hatte sich unterdeß entschlossen seine Schwester und die Frau des Majors

zu begleiten, deren Gepäck, einschließlich den berühmten Paradiesvogel mit dem Turbane, bei der Bagage des Regiments war, so daß unsere zwei Heldinnen ziemlich unbelästiget nach Ramsgate fuhren, von wo viele Packetschiffe abgingen. Auf einem derselben machten sie die Reise nach Ostende.

Die nun folgende Periode in dem Leben Josephs war so abenteuerreich, daß sie ihm Unterhaltungsstoff für mehrere Jahre lieferte und selbst die Geschichte von der Tigerjagd durch ergreifendere Erzählungen von der großen Schlacht bei Waterloo verdrängt wurde. Sobald sein Entschluß fest stand seine Schwester zu begleiten, bemerkte man, daß er sich auf der Oberlippe nicht mehr rasiren ließ. In Chatham wohnte er den Paraden und Exercitien fleißig bei. Auch hörte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die Gespräche der Offiziere seiner Cameraden (wie er sie in späteren Zeiten bisweilen nannte) und lernte so viele militairische Ausdrücke wie möglich. Bei diesen Studien war ihm Mrs. O'Dowd eine werthvolle Gehilfin und als sie sich endlich auf der „schönen Rosa" einschifften, erschien er in einem mit Schnuren benäheten Rocke, weißen Beinkleidern und Feldmütze mit goldener Weste. Da er seinen Wagen bei sich hatte und Jedermann am Bord im Vertrauen sagte, er gehe zu der Armee des Herzogs v. Wellington, so hielten ihn die Leute für etwas Großes, einen Generalcommissar z. B. oder zum wenigsten für einen Regierungscourrier.

Auf der Fahrt hatte er viel zu leiden und auch die Damen lagen hart darnieder, Amalie kam indeß wieder zu sich als das Schiff Ostende erreichte und man die Transport-

schiffe sah, welche fast gleichzeitig mit der „schönen Rosa“ in den Hafen einliefen. Joseph begab sich in traurigem Zustande in ein Gasthaus, während Capitain Dobbin die Damen geleitete und dann Josephs Wagen und Gepäck von dem Schiffe und durch den Zoll brachte, denn Joseph war ohne Diener, da Osborne's wie Josephs verwöhnter Diener in Chatham conspirirt und sich bestimmt geweigert hatten auf das Schiff zu gehen. Diese Auflehnung, welche plötzlich und am letzten Tage ausbrach, brachte Herrn Sedley in so große Verlegenheit, daß er auf dem Punkte stand das Unternehmen ganz aufzugeben; Capitain Dobbin (der sich außerordentlich gefällig erwies, wie Joseph sagte) lachte ihn aber tüchtig aus; der Schnurbart war auch bereits ziemlich gewachsen und so willigte er endlich ein die Reise doch zu unternehmen. Statt des wohlgeschulten und wohlgenährten londoner Diener, der nur Englisch sprechen konnte, verschaffte Dobbin Joseph einen dunkelfarbigen kleinen Belgier, der gar keine eigentliche Sprache redete, durch seine Gewandtheit und Geschäftigkeit aber und weil er Herrn Sedley nur „Mylord“ nannte, die Gunst dieses Herrn sehr bald gewann. Die Zeiten haben sich seitdem in Ostende geändert; sehr wenige der Engländer, die dahin kommen, sehen wie Lords aus oder handeln wie diese Glieder der englischen erblichen Aristokratie. Sie erscheinen zumeist in schäbigem Anzuge, in schmuziger Wäsche, als Liebhaber des Billards und Branntweins, der Cigarren und gemeiner Wirthshäuser.

Als Regel kann es aufgestellt werden, daß jeder Engländer in der Armee Wellingtons bezahlte. Die Erinnerung

an eine solche Thatsache geziemt gewiß einer „Krämernation“. Es war ein Glück für ein handelliebendes Land, von einer solchen Armee von Kunden überschwemmt zu werden und solche Krieger zu nähren zu haben. Und das Land, das sie schützen sollten, ist kein militairisches, denn eine lange Zeit hindurch hat es Andere da kämpfen lassen. Als der Verf. mit Adlerblicken das Schlachtfeld von Waterloo musterte, fragte er den Conducteur des Eilwagens, einen stattlich militairisch aussehenden Veteranen, ob er an der Schlacht Theil genommen habe. „Pas si bête“ lautete seine Antwort, die wie die Gesinnung kein Franzose gestehen würde. Dagegen war der Postillon, der uns fuhr, ein Vicomte, der Sohn eines bankerott gewordenen kaiserlichen Generals, der auf der Straße sich einen Krug Bier schenken ließ. Die Moral ist gewiß eine gute.

Das flache, blühende, wohlhabende Land hätte nie reicher und glücklicher aussehen können als im Frühsommer vor 1815, als seine grünen Felder und ruhigen Städte durch zahlreiche Rothröcke belebt wurden, seine breiten Chausseen von glänzenden englischen Equipagen wimmelten, die großen Canalböte, die neben üppigen Wiesen, freundlichen seltsamen alten Dörfern und alten Schlössern unter alten Bäumen hinglitten, mit wohlhäbigen englischen Reisenden bedeckt waren, der Soldat, welcher in der Dorfschenke trank, nicht blos trank, sondern seine Zeche bezahlte und Donald der Hochländer, der in einem flamändischen Bauernhause einquartirt wurde, das kleine Kind in der Wiege schaukelte, während Jean und Jeannette ins Heu gingen. Da unsere Maler jetzt vorzugsweise Kriegsscenen malen,

so mache ich auf diesen Gegenstand aufmerksam, der einen braven englischen Soldaten charakterisirt. Alle sahen so glänzend und harmlos aus wie bei einer Musterung im Hyde Park. Napoleon, der hinter seinem Vorhange von Grenzfestungen verborgen war, bereitete sich unterdeß auf das Hervorbrechen vor, welches alle diese ruhigen Leute in Wuth versetzen sollte und so vielen derselben den Tod brachte.

Jedermann hatte ein so unbegrenztes Vertrauen zu dem Führer (denn der entschlossene Glaube, welchen der Herzog von Wellington der ganzen englischen Nation eingeflößt hatte, war so stark wie die Begeisterung, mit welcher zu einer Zeit die Franzosen auf Napoleon sahen), das Land schien in einem so vollkommenen Zustande ordentlicher Vertheidigung zu sein und die Hilfe für den Nothfall so nahe und so überwältigend, daß man Besorgnisse gar nicht kannte und unsere Reisenden, von denen zwei ihrer Natur nach zu den sehr furchtsamen gehörten, wie alle andern zahlreichen englischen Touristen sich ganz sicher fühlten. Das berühmte Regiment, dessen Offiziere wir zum Theil kennen gelernt haben, wurde auf Canalböten nach Brügge und Gent gebracht, um von da nach Brüssel zu marschiren. Joseph begleitete die Damen auf den öffentlichen Böten, deren sich alle, die sonst in Flandern reiseten, wegen der Bequemlichkeit, die sie gewährten, erinnern müssen. Das Essen und Trinken auf diesen schneckenlangsamen aber höchst comfortablen Fahrzeugen war so wunderbar gut, daß es eine Sage von einem englischen Reisenden giebt, der für eine Woche Belgien besuchen wollte und auf einem dieser Boote reisete,

über das Essen und Trinken auf demselben so entzückt war, daß er fortwährend zwischen Gent und Brügge hin- und herfuhr bis die Eisenbahnen erfunden wurden und er auf der letzten Fahrt des Bootes sich ertränkte. Joseph fand diesen Tod nicht, aber es gefiel ihm auch ungemein und Mrs. O'Dowd betheuerte, es fehle zu seinem vollkommenen Glücke nur ihre Schwester Glorvina. Den ganzen Tag saß er auf dem Dache der Kajüte, trank flamändisches Bier, rief seinen Diener Isidor und sprach galant mit den Damen.

Sein Muth kannte keine Grenzen. „Bonaparte uns angreifen!?" rief er aus. „Liebes Kind, Emmy, fürchte Dich doch nicht. Es giebt gar keine Gefahr. Binnen zwei Monaten werden die Alliirten in Paris sein, sage ich Dir und ich führe Dich in das Palais Royal zu Tische, bei Gott! Dreimalhunderttausend Russen, sage ich Dir, rücken eben über Mainz und den Rhein in Frankreich ein, — dreimalhunderttausend unter Wittgenstein und Barclay de Tolly, liebes Kind. Du verstehst nichts vom Kriegswesen, ich aber sage Dir, keine französische Infanterie kann sich mit der russischen messen und kein General Bonaparte's vermag Wittgenstein die Schuhriemen aufzulösen. Dann haben wir noch die Oesterreicher, fünfmalhunderttausend Mann und sie stehen jetzt zehn Tagemärsche von der Grenze unter Schwarzenberg und Erzherzog Karl. Dann haben wir die Preußen unter dem tapfern Marschall. Nenne mir einen Cavaleriegeneral gleich ihm, da Murat nicht mehr da ist. Mrs. O'Dowd, glauben Sie, daß unsere kleine Frau da besorgt zu sein brauche? Isidor, ist etwas zu fürchten? He? Noch ein Glas Bier!"

Mrs. O'Dowd sagte, ihre Glorvina fürchte sich vor keinem lebendigen Manne, geschweige vor einem Franzosen und gab ein Glas Bier mit einem Blicke hin, welcher ausdrückte, daß dies Getränk ihr gefalle.

Unser Freund, der Einnehmer, der häufig dem Feinde gegenübergestanden oder mit andern Worten mit den Damen in Cheltenham und Bath gesprochen, hatte einen ziemlichen Theil seiner frühern Blödigkeit verloren und war jetzt, namentlich wenn er sich durch Getränke gestärkt hatte, ungemein gesprächig. Bei dem Regimente war er sehr beliebt, da er die jungen Officiere freigebig tractirte und sie durch sein militairisches Wesen amüsirte.

Seit Amalie bei dem Regimente war, schämte sich Georg so ziemlich einiger von der Gesellschaft, der er sie hatte vorstellen müssen und nahm sich vor, wie er Dobbin erzählte (mit welcher Befriedigung für den letztern braucht nicht gesagt zu werden), sich bald in ein besseres Regiment versetzen zu lassen und seine Frau von den gemeinen Weibern hinwegzubringen. Aber die Gemeinheit sich der Gesellschaft Andrer zu schämen findet sich häufiger unter den Männern als unter den Frauen (ausgenommen sind nur sehr große Modedamen) und Amalie, ein natürliches und durchaus nicht affectirtes Wesen, besaß nichts von der künstlichen Verschämtheit, die ihr Mann an sich für Zartgefühl hielt. So trug Mrs. O'Dowd einen großen Busch Hahnenfedern auf ihrem Hute und eine sehr große goldene Repetiruhr an der Seite, die sie bei jeder Gelegenheit schlagen ließ, während sie erzählte, wie ihr

Vater ihr die Uhr geschenkt als sie nach ihrer Trauung in den Wagen gestiegen sei. Diese Schmucksachen neben andern äußerlichen Eigenthümlichkeiten der Frau des Majors brachten den Capitain Osborne zur Verzweiflung sobald seine Frau und die des Majors zusammenkamen, während Amalie über die Seltsamkeiten der guten Frau nur lachte und sich der Gesellschaft derselben durchaus nicht schämte.

Auf der wohlbekannten Reise, welche fast jeder Engländer von mittlerem Stande seitdem gemacht hat, hätte es allerdings belehrendere, schwerlich aber unterhaltendere Gefährten geben können als die Frau Majorin O'Dowd. „Ach Canalböte! Die Canalböte zwischen Dublin und Ballinasloe sollten Sie sehen! Da giebt's schnelle Fahrt. Und das schöne Vieh! Mein Vater erhielt eine goldene Medaille für eine vierjährige Färse (und Se. Excellenz aß selbst ein Stück davon und sagte, er habe in seinem Leben kein feineres Fleisch gekostet), deren Gleichen Sie in diesem Lande gewiß nicht gesehen haben." Und Joseph gestand mit einem Seufzer, „daß es in Bezug auf gut durchwachsenes Rindfleisch, das so recht ächt fett und mager sei, kein Land gleich England gebe."

„Irland ausgenommen, aus dem doch alles unser bestes Fleisch kommt," sagte die Frau Majorin, welche dann weiter, wie es bei Patrioten ihrer Natur nicht selten geschieht, Vergleiche zu Gunsten ihres Vaterlandes anstellte. Der Gedanke, den Markt von Brügge mit dem von Dublin zu vergleichen, ob sie gleich darauf hinge-

deutet hatte, erregte ihren größten Spott. „Ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mir sagen, was das alte Ding auf dem Markte vorstellen soll," sagte sie und lachte dabei so stark, daß der alte Thurm hätte einfallen können. Die Stadt war voll von englischen Soldaten als sie durchkamen. Englische Hörner weckten sie am Morgen und Abends gingen sie zu Bett bei dem englischen Zapfenstreich; das ganze Land und Europa waren in Waffen, das größte geschichtliche Ereigniß stand bevor und das brave Gretchen O'Dowd, die es so gut berührte als sonst Jemanden, schwatzte von Ballinafad, von den Pferden in den Ställen zu Glenmalony und dem Rothweine, den man da trinke, während Joseph Sedley den Reis und Curry von Dumdum dagegen pries und Amalie an ihren Mann dachte und wie sie ihm am besten ihre Liebe zeige, als wenn dies die Hauptsachen in der Welt wären.

Diejenigen, welche gern das Buch der Geschichte hinlegen und darüber nachdenken, was wohl in der Welt hätte geschehen können, wenn das nicht vorgekommen wäre, was sich wirklich zutrug (ein sehr schwieriges, unterhaltendes, sinn- und gewinnreiches Nachdenken!) haben sich ohne Zweifel oft gesagt, daß Napoleon eine sehr schlechte Zeit wählte, von der Insel Elba zurückzukommen und seinen Adler nach der Notre Dame fliegen zu lassen. Die Geschichtsschreiber sagen uns, die Armeen der verbündeten Mächte wären zum Glück auf dem Kriegsfuße und bereit gewesen auf die erste Anzeige gegen den Kaiser von Elba zu rücken. Die Fürsten und ihre Mini-

ster, die in Wien versammelt waren und die Reiche Europa's nach ihrer Weisheit zerschnitten, hatten solche Gründe des Streites untereinander, daß die Heere, welche Napoleon besiegt hatten, vielleicht handgemein geworden wären, wenn nicht der Gegenstand ihres einmüthigen Hasses und ihrer einmüthigen Furcht zurückgekommen wäre. Der Eine hatte eine vollständige Armee, weil er sich Polen zugeeignet hatte und dasselbe zu behalten gedachte; ein Andrer hatte halb Sachsen weggenommen und wollte dasselbe ebensowenig wieder herausgeben; Italien war das Ziel des Strebens eines Dritten. Ein jeder protestirte gegen die Raubsucht des andern und hätte der Corse in seinem Gefängnisse nur warten können, bis sie untereinander völlig uneinig geworden waren, so würde er ungestört haben zurückkommen und regieren können. Was würde dann aber aus unserer Geschichte und unsern Freunden geworden sein? Was würde aus dem Meere geworden sein, wenn es bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet wäre?

Das Geschäft des Lebens und vorzugsweise das Jagen nach Vergnügen ging unterdeß fort, als wenn ein Ende desselben nicht zu erwarten und kein Krieg vor der Thür wäre. Als unsere Reisenden in Brüssel ankamen, wo ihr Regiment einquartirt wurde, ein großes Glück, wie alle sagten, befanden sie sich in einer der lebenslustigsten und glänzendsten kleinen Hauptstädte Europa's, wo alle Buden des Marktes des Lebens in der verlockendsten Weise aufgestellt waren. Spiel gab es hier in Ueberfluß und Trug in Fülle, Essen und Trinken, daß der große Gourmand

Joseph in Entzücken gerieth, ein Theater, wo eine wunderbare Catalani alle Hörer begeisterte, schöne Promenaden belebt von militairischer Pracht, eine alte Stadt mit seltsamen Trachten und wunderbarer Bauart zur Freude Amaliens, die nie vorher ein fremdes Land gesehen hatte, so daß sie jetzt und ein Paar Wochen lang in einer hübschen Wohnung, die durch Osborne und Joseph bezahlt wurde — der erstere war sehr freigebig mit Geld und höchst aufmerksam gegen seine Frau, — vierzehn Tage lang also, in welcher ihre Flitterwochen zu Ende gingen, so vergnügt und glücklich war wie irgend eine junge Frau außerhalb England.

Jeder Tag in dieser glücklichen Zeit brachte Allen etwas Neues und Unterhaltendes; da war eine Kirche zu sehen oder eine Gemäldesammlung, eine Spazierfahrt oder eine Oper. Die Chöre der Regimenter machten zu jeder Tageszeit Musik. Die vornehmsten Personen Englands gingen in dem Parke umher, — es war ein ununterbrochenes militairisches Fest. Georg führte seine Frau jeden Abend zu einer neuen Unterhaltung, war wie gewöhnlich mit sich selbst außerordentlich zufrieden und betheuerte er werde der beste Ehemann. Und eine Unterhaltung, ein Fest mit ihm! War dies nicht genug das Herz Amaliens mit Freude zu füllen? Ihre Briefe an ihre Mutter aus dieser Zeit waren voll Dankbarkeit und Entzücken. Ihr Mann forderte sie auf Spitzen, Putzmachergegenstände und Schmuck aller Art zu kaufen; ach er wäre der liebevollste, der beste, der edelste Mann!

Der Anblick der großen Gesellschaft von Lords und Ladies und fashionabler Leute, die sich in Menge in der Stadt befanden und an jedem öffentlichen Orte erschienen, erfüllte Georgs ächt englische Seele mit unbeschreiblicher Wonne. Sie warfen jene glückliche Kälte und beleidigende Geringschätzung Anderer ab, welche die Großen zu Hause gelegentlich auszeichnet, zeigten sich an zahllosen öffentlichen Orten und ließen sich herab sich unter die andre Gesellschaft zu mischen, welche sie da trafen. Eines Abends bei einer Gesellschaft, welche der General der Division gab, zu welcher Georgs Regiment gehörte, hatte er die Ehre mit Lady Blanche Thistlewood, Lord Bareacre's Tochter, zu tanzen; er holte geschäftig Eis und andre Erfrischungen für dieselbe und deren Mutter herbei; er drängte sich mit aller Gewalt durch, um zu dem Wagen der Lady Bareacre zu gelangen und sprach, als er nach Hause gekommen war, von der Gräfin in einer Art, die sein Vater selbst nicht hätte übertreffen können. Am nächsten Tage machte er den Damen seine Aufwartung, ritt neben ihrem Wagen im Park, lud die Familie zu einem großen Diner bei einem Restaurateur ein und konnte sich vor Wonne nicht lassen als sie zu kommen versprachen. Die alten Bareacres, die nicht viel Stolz, aber großen Appetit hatten, gingen zu jedem Diner.

„Hoffentlich sind keine Damen außer uns dabei," sagte Lady Bareacre nachdem sie über die Einladung nachgedacht und sie wohl etwas zu rasch angenommen hatte.

„Lieber Gott, Mama, Sie glauben doch nicht, der Mann werde seine Frau mitbringen?“ rief Lady Blanche aus, welche in der vergangenen Nacht Stundenlang schmachtend in Georgs Armen den neuen Walzer getanzt hatte, „Die Männer sind erträglich, aber ihre Weiber . .“

„Kürzlich verheirathet, sehr hübsche Frau, höre ich,“ sagte der alte Graf.

„Meine liebe Blanche,“ erwiderte die Mutter, „wir werden hingehen müssen, da der Vater hingehen will; in England, weißt Du, brauchen wir die Leute nicht zu kennen.“ Und so gingen die vornehmen Leute, mit dem Vorsatze ihre neuen Bekannten in London zu ignoriren, zum Diner, das er in Brüssel gab, ließen ihn gnädig für ihr Vergnügen bezahlen und zeigten ihre Würde dadurch, daß sie seine Frau nicht beachteten und absichtlich von dem Gespräch ausschlossen. Das ist überhaupt eine Würde, in welcher die vornehmen Engländerinnen unvergleichlich groß sind, wie es überhaupt eine angenehme Unterhaltung für einen philosophischen Besucher des Marktes des Lebens ist, das Benehmen einer vornehmen Dame gegen andre niedriger stehende Frauen zu beobachten.

Das Festmahl, das Georg eine große Summe Geldes kostete, war das traurigste von allen, die Amalie in ihren Flitterwochen gehabt hatte. Sie schrieb die kläglichste Schilderung davon an ihre Mutter, wie die Gräfin Bareacre ihr nicht geantwortet, wenn sie dieselbe angeredet, wie Lady Blanche sie mit der Lorgnette gemustert, wie außer sich Capitain Dobbin über ihr Benehmen gewe-

sen und wie der Graf, als sie fortgegangen, die Rechnung sich habe zeigen lassen und gesagt habe, es sei ein sehr schlechtes und ein sehr theueres Essen gewesen. Obgleich aber Amalie alles dies erzählte und von dem unartigen Benehmen der Gäste nach Hause schrieb, war Mrs. Sedley doch ungemein erfreut und geschmeichelt und sprach von Emmy's Freundin, der Gräfin von Bareacre, so eifrig, daß die Nachricht, sein Sohn gehe mit Pairs und Pairsfrauen um, selbst dem alten Osborne in der City zu Ohren kam.

Diejenigen, welche den jetzigen Generallieutenant Sir Georg Tufto kennen und ihn gesehen haben, wie man ihn an den meisten Tagen der Saison sehen kann, wenn er, geschnürt und auswattirt, in hochabsätzigen lackirten Stiefeln einherschreitet, den vorübergehenden Damen unter den Hut schielt oder auf einem schönen Braunen reitet und die Wagen im Park mustert, — Diejenigen also, welche den jetzigen Sir Georg Tufto kennen, würden in ihm schwerlich den muthigen Officier aus Spanien und von Waterloo wiedererkennen. Er hat jetzt dickes, lockiges, braunes Haar und schwarze Augenbrauen und sein Backenbart ist von der dunkelsten Farbe. Im Jahre 1815 war er blond und stärker von Person und in den Gliedern, welche vorzugsweise in der letzten Zeit sehr zusammengeschrumpft sind. Als er ungefähr siebenzig Jahre alt war (jetzt steht er den Achtzigern nahe) wurde sein sehr dünnes und fast weißes Haar plötzlich dicht, braun und lockig und seine Augenbrauen und sein Backenbart nahmen ihre jetzige Farbe an. Böswillige Menschen behaupten, seine Brust sei nichts als

Watte und sein Haar eine Perrücke, weil es durchaus nicht wachse. Tom Tufto, mit dessen Vater er vor vielen Jahren sich immer zankte, versichert Mlle. de Jaisey an dem französischen Theater habe seinem Großvater das Haar in dem Conversationszimmer des Theaters ausgerauft, aber Tom ist notorisch neidisch und gallensüchtig und die Perrücke des Generals hat mit unserer Geschichte nichts zu schaffen.

Eines Tages, als einige unserer Freunde von dem —ten Regimente auf dem Blumenmarkte zu Brüssel umhergingen und das Rathhaus besehen hatten, welches nach der Meinung der Frau Majorin O'Dowd bei weitem nicht so groß und schön sein sollte als ihres Vaters Haus in Glenmalony, ritt ein hoher Officier mit einer Ordonnanz hinter sich auf den Markt, stieg ab, trat unter die Blumen und suchte das schönste Bouquet aus, das für Geld zu haben war. Nachdem dasselbe in Papier geschlagen war, stieg der Officier wieder zu Pferde, gab den Strauß seinem militairischen Diener und ritt fort.

„In Glenmalony sollten Sie die Blumen sehen!“ rief Mrs. O'Dowd aus. „Mein Vater hat drei schottische Gärtner mit einem Gehilfen. Unsere Treibhäuser bedecken einen Acker und Ananas sind so gemein wie Erbsen, unsere Weintrauben wiegen mindestens sechs Pfund und unsere Magnolien sind, auf Ehre und Gewissen, so groß wie ein Theekessel.“

Dobbin, welcher Mrs. O'Dowd nie zu persifliren pflegte, wie es der böswillige Osborne so gern that (sehr zum Schrecken Amaliens, die ihn ersuchte sie zu schonen), blieb in der Menge zurück, halb erstickend, bis er in sichrer Ferne

war und nun unter den erstaunten Marktleuten hellauf anfing zu lachen.

„Warum bleibt der Narr zurück und hält sich das Tuch vors Gesicht?“ fragte Mrs. O'Dowd. „Blutet ihm die Nase? Sie blutet ihm so oft, daß man glauben könnte, er habe keinen Tropfen Blut mehr im Leibe. Sind die Magnolien in Glenmalony nicht so groß wie ein Theekessel, O'Dowd?“

„Ich glaube noch größer, Gretchen“, sagte der Major; das Gespräch wurde hier aber durch die beschriebene Ankunft des Officiers unterbrochen, welcher das Bouquet kaufte.

„Ein schönes Pferd! Wer ist es?“ fragte Georg.

„Meines Bruders Molloy Malony's Pferd, Molasses, das den Preis in Curragh gewann, sollten Sie sehen!“ rief die Frau des Majors aus und sie wollte in der Familiengeschichte fortfahren, als ihr Mann sie mit den Worten unterbrach:

„Es ist der General Tufto, welcher die —te Cavaleriedivision commandirt.“ Dann setzte er ruhig hinzu: „er und ich wurden bei Talavera in ein- und dasselbe Bein geschossen.“

Amalie wurde traurig, sie wußte nicht warum. Die Sonne schien nicht mehr so hell zu scheinen. Die großen alten Dächer und Giebel sahen plötzlich minder malerisch aus, obgleich die Sonne glänzend unterging und es einer der schönsten, heitersten Tage zu Ende des Mai war.

Sechstes Kapitel.

Brüssel.

Joseph hatte ein Paar Pferde für seinen offenen Wagen gemiethet und mit denselben und dem hübschen Londoner Wagen spielte er keine üble Figur auf den Promenaden bei Brüssel. Georg kaufte sich ein Pferd und er begleitete mit Capitain Dobbin häufig den Wagen, in welchem Joseph und dessen Schwester täglich Ausflüge machten. An diesem Tage fuhren sie wie gewöhnlich in den Park und da erwies sich Georgs Bemerkung über die Ankunft Rawdon Crawley's mit seiner Frau als vollkommen richtig. Man sah Rebecca in dem nettesten und knappsten Reitanzuge auf einem schönen kleinen Araber, den sie vollkommen ritt, neben dem galanten General Tufto in einer kleinen Gruppe Reiter, die aus einigen der angesehensten Personen in Brüssel bestand.

„Es ist der Herzog selbst", sagte Mrs. O'Dowd zu Joseph, der stark zu erröthen begann, „und der auf dem Braunen ist Lord Uxbridge. Wie elegant er aussieht! Mein Bruder Molloy Molony gleicht ihm wie ein Ei dem andern."

Rebecca kam nicht auf den Wagen zu, sobald sie aber ihre Freundin Amalie darin bemerkte, grüßte sie dieselbe mit freundlichem Wort und Lächeln und durch Kußhändchen, die sie ihr zuwarf. Dann setzte sie ihr Gespräch mit General Tufto fort, der fragte, wer der dicke Officier mit der goldbetreßten Mütze sei, worauf Rebecca antwortete: „einer im Dienste der ostindischen Compagnie." Rawdon

Crawley aber ritt aus der Gruppe heraus an den Wagen heran, reichte Amalien die Hand, sagte zu Joseph: „Wie geht's, Alter?" und starrte Mrs. O'Dowds Gesicht und schwarzen Hahnenfederbusch so lange an, bis sie glaubte, ihn völlig erobert zu haben.

Georg, der zurückgeblieben war, ritt fast unmittelbar mit Dobbin heran und sie grüßten die vornehme Gesellschaft, unter welcher Osborne sogleich Mrs. Crawley bemerkte. Er freute sich Rawdon an dem Wagen zu bemerken und vertraulich mit Amalien sprechen zu sehen und erwiderte den herzlichen Gruß des Adjutanten mit mehr als entsprechender Wärme. Rawdon und Dobbin dagegen nickten einander so leicht zu, als es nur immer die Höflichkeit erlauben wollte.

Crawley erzählte Georg, sie wohnten mit dem General Tufto in dem Hôtel du Parc und Osborne nahm ihm das Versprechen ab ihn in seiner Wohnung zu besuchen. „Es thut mir leid, Sie nicht vor drei Tagen gesehen zu haben", sagte Georg. „Wir hatten ein Diner in der Restauration, — sehr fein. Lord Bareacre, die Gräfin und Lady Blanche waren so freundlich mit uns zu speisen. Es wäre hübsch gewesen, wenn Sie hätten dabei sein können." Nachdem Osborne so seinem Freunde hatte merken lassen, er mache Anspruch darauf ein fashionabler Mann zu sein, trennte er sich von Rawdon, welcher der Gesellschaft seiner Frau eine Allee hinab folgte, während Georg und Dobbin ihren Platz an der Seite des Wagens Amaliens wieder einnahmen.

„Wie gut der Herzog aussah!" sagte Mrs. O'Dowd.

„Die Wellesley's und Maloney's sind verwandt, da ich aber arm bin, so würde mir es nicht einfallen mich einzuführen, wenn es Sr. Gnaden nicht für passend hält sich unserer Verwandtschaft zu erinnern."

„Er ist ein großer Soldat", bemerkte Joseph, der sich um vieles behaglicher fühlte seit der große Mann fort war. „Ist jemals eine Schlacht gewonnen worden wie die von Salamanca? Herr Dobbin? Aber wo lernte er seine Kunst? In Indien. Die Dshungles sind eine Schule für einen General, merken Sie sich das. Ich habe ihn auch kennen gelernt, Mrs. O'Dowd; wir tanzten beide an einem Abende mit Miß Cutler, einem ungemein schönen Mädchen, der Tochter Cutlers von der Artillerie in Dumdum."

Die Erscheinung so vornehmer Personen lieferte den Stoff zur Unterhaltung während der Fahrt und bei Tische bis die Zeit kam, da sie in die Oper gingen.

Es war da fast wie in Altengland. Das Haus war gefüllt mit den wohlbekannten brittischen Gesichtern und jenen Toiletten, durch welche die brittischen Damen längst schon sich berühmt gemacht haben. Mrs. O'Dowd war nicht die mindest glänzende unter ihnen, denn sie hatte eine Locke auf ihrer Stirn und einen Schmuck von irischen Diamanten, welcher ihrer Meinung nach alle Orden und alle Juwelen im Hause überstrahlte. Ihre Anwesenheit berührte Osborne gewöhnlich unangenehm, aber sie blieb von keiner Vergnügungspartie fern, die ihre jungen Freunde besuchten. Es fiel ihr kein anderer Gedanke ein, als daß sie über ihre Gesellschaft höchst erfreut sein müßten.

„Sie ist Dir nützlich gewesen, liebes Kind“, sagte Georg zu seiner Frau, die er mit weniger Bedenken verlassen konnte, wenn sie in der Gesellschaft der Majorin war. „Aber wie gut ist es, daß Rebecca gekommen ist! Sie wird nun Deine Freundin sein auch wir werden uns von der abscheulichen Irländerin zurückziehen können.“ Amalie antwortete nichts darauf, weder ja noch nein, und wie können wir wissen was sie dachte?

Der Anblick des Opernhauses in Brüssel erschien der Mrs. O'Dowd bei weitem nicht so schön und großartig, wie der des Theaters in Dublin, auch kam die französische Musik ihrer Meinung nach den Melodieen ihres Heimathslandes durchaus nicht gleich. Diese und ähnliche Bemerkungen theilte sie ihren Freunden sehr laut mit, während sie geräuschvoll und mit der höchsten Selbstgefälligkeit den Fächer handhabte.

„Wer ist das wunderbare Weib neben Amalien, lieber Rawdon?“ fragte eine Dame in der Loge gegenüber (die gegen ihren Mann unter vier Augen fast immer artig, in Gesellschaft aber zärtlicher als je war). „Siehst Du nicht das Geschöpf mit dem gelben Dinge am Turban, in einem rothen Atlaskleide und mit einer großen Uhr?“

„Neben der hübschen kleinen weißgekleideten Frau?“ sagte ein Mann in mittlern Jahren neben der Fragerin, mit Orden im Knopfloche, mehreren Unterwesten und einer großen engen weißen Halsbinde.

„Die hübsche Frau im weißen Kleide ist Amalie, Herr General. Sie bemerken alle hübschen Frauen, böser Mann!“

„Bei Gott nur eine in der Welt!“ erwiderte der General entzückt und die Dame gab ihm einen leichten Schlag mit dem großen Bouquet, das sie hatte.

„Er ist's!“ sagte Mrs. O'Dowd, „und auch der Strauß, den er auf dem „Marshy aux Flures“ kaufte!“ Und als Rebecca den Blicken ihrer Freundin begegnete und wiederum Handküßchen zu werfen anfing, entgegnete die Frau Majorin O'Dowd, welche das Compliment auf sich bezog, die Begrüßung mit anmuthigem Lächeln, so daß Dobbin wiederum das Tuch vor den Mund halten und hinauseilen mußte, um nicht laut aufzulachen.

Nach Beendigung des Actes war Georg sofort aus der Loge hinaus, um Rebecca in der ihrigen zu begrüßen. Er begegnete indeß Crawley auf dem Corridor, wo sie einige Worte über die Vorfälle in den ersten vierzehn Tagen wechselten.

„Meine Anweisung ist doch honorirt worden?“ fragte Georg.

„Alles in Ordnung, lieber Freund,“ antwortete Rawdon, „und ich bin bereit Ihnen Revanche zu geben. Hat sich der Vater noch nicht besonnen?“

„Noch nicht,“ entgegnete Georg, „aber er wird es thun, und ich habe, wie Sie wissen, von meiner Mutter her eigenes Vermögen genug. Wie stehen Sie mit Ihrem Tantchen?“

„Der alte Drache schickte mir zwanzig Pfund. Wann werden wir einmal zusammenkommen? Der General ist am Dienstage auswärts. Können Sie da kommen? Aber sagen Sie doch Sedley, er möge sich den Schnurbart ab-

schneiden. Was will denn ein Civilist mit einem Schnurbarte und den verfluchten Troddeln und Schnuren am Rocke? Das beiläufig. Versuchen Sie Dienstags zu kommen." Und Rawdon ging mit zwei Stutzern fort, welche, gleich ihm, zum Stabe des Generals gehörten.

Georg hatte es nur mit halbem Vergnügen gehört, da er gerade für den Tag eingeladen wurde, an welchem der General nicht mit aß. „Ich will hinein gehen und ihrer Frau mein Compliment machen," sagte er, worauf Rawdon entgegnete: „wie es Ihnen gefällt," und die beiden jungen Officiere wechselten bedeutungsvolle Blicke. Georg schied von ihnen und ging den Corridor hinunter zu der Loge des Generals.

„Entrez!" sagte eine helle Stimme und unser Freund befand sich in Rebecca's Gegenwart, die aufsprang, die Hände zusammenschlug und sie dann beide Georg entgegenhielt, so sehr freute sie sich ihn wieder zu sehen. Der General mit den Orden im Knopfloche blickte den Angekommenen mit finsterm Blicke an als wollte er fragen: wer zum Teufel sind Sie?"

„Mein lieber Capitain!" rief Rebecca entzückt aus. „Wie freundlich von Ihnen, daß Sie kommen. Der General und ich saßen einander schmollend gegenüber. Herr General, mein Capitain Georg, von dem Sie mich so viel haben reden hören."

„Ja so!" antwortete der General mit einer sehr unbedeutenden Verbeugung. „Von welchem Regimente?"

Georg nannte das —te. Wie sehr hätte er gewünscht einem schönen Cavaleriecorps anzugehören.

„Erst kürzlich aus Westindien zurückgekommen, glaube ich. Nicht viel Dienst gehabt im letzten Kriege. Hier einquartirt, Capitain Georg?“ fuhr der General mit hohem Stolze fort.

„Nicht Capitain Georg, Sie dummer Mann, Capitain Osborne,“ sagte Rebecca während der General bald Rebecca bald Osborne scheu ansah.

„Captiain Osborne! So so! Verwandt mit den H— Osbornes?“

„Wir führen das gleiche Wappen,“ antwortete Georg, und es war dies die Wahrheit, da Osborne der Aeltere einen Heraldiker zu Rathe gezogen und das L—-Wappen sich ausgesucht hatte, als er vor funfzehn Jahren sich Equipage anschaffte. Der General sagte darauf nichts weiter, sondern nahm sein Opernglas — die doppelläufigen Lorgnons waren noch nicht erfunden — und stellte sich als mustere er das Haus, Rebecca aber sah, daß sein freigebliebenes Auge nach ihr blickte und wüthend sie und Georg anstierte.

Sie verdoppelte die Herzlichkeit. „Wie geht es der lieben Amalie? Aber ich brauche nicht zu fragen. Wie schön sie aussieht! Wer ist die nette Frau neben ihr? Eine Flamme von Ihnen? O die bösen Männer! Herr Sedley ist wahrscheinlich auch hier und ißt Eis. Wie wohl es ihm zu bekommen scheint! General, warum haben wir kein Eis?“

„Soll ich gehen und Eis holen?“ fragte er vor Wuth fast berstend.

„Lassen Sie mich gehen, ich bitte darum," fiel Georg ein.

„Nein, ich will in Amaliens Loge gehen. Das liebe Kind! Geben Sie mir Ihren Arm, Capitain," und damit hüpfte sie dem General zunickend hinaus auf den Corridor. Als sie da allein waren, sah sie Georg so eigenthümlich, so bedeutungsvoll an, daß er in dem Blicke deutlich hätte lesen können: „siehst Du denn nicht wie die Sachen stehen und wie ich ihn am Narrenseile führe?" Aber er verstand ihn nicht. Er dachte an seine eigenen Pläne und war in Bewunderung über seine eigene Unwiderstehlichkeit versunken.

Die Flüche, welche der General vor sich hin murmelte, sobald Rebecca mit ihrem Eroberer ihn verlassen hatte, waren so derb, daß ich überzeugt bin, kein Setzer würde sie setzen wollen, wenn ich sie hergeschrieben hätte. Sie kamen aus dem Herzen des Generals und es ist wunderbar, wenn man bedenkt, daß das menschliche Herz solche Erzeugnisse hervorbringen und, wenn es die Gelegenheit erfordert, eine solche Masse von Haß und Wuth ausströmen kann.

Auch Amaliens sanfte Augen hatten angstvoll auf dem Paare geruht, dessen Benehmen den General so sehr aufbrachte, als aber Rebecca in ihre Loge trat, flog sie der Feundin mit liebevollem Entzücken entgegen, das sich kund gab trotz der vielen Personen, die Zeugen davon waren, denn sie umarmte ihre „theuerste Freundin" vor den Augen des ganzen Hauses, wenigstens vor dem Glase des Generals, das sich zu ihr gewendet hatte. Sie begrüßte

auch Herrn Joseph Sedley freundlichst, bewunderte die Broche der Mrs. O'Dowd von den prächtigen irischen Diamanten und wollte nicht glauben, daß es keine indischen wären. Sie plauderte und drehete und wendete sich und lächelte, alles vor dem eifersüchtigen Glase gegenüber. Als das Ballet kam (bei welchem keine Tänzerin war, welche ihre Rolle besser durchführte), hüpfte sie zurück in ihre Loge, diesmal an dem Arme des Capitain Dobbin. Nein, Georg wollte sie nicht zur Begleitung haben; er müßte bei seiner lieben Amalie bleiben.

„Welche Comödiantin dies Weib ist!" flüsterte der ehrliche Dobbin Georg zu als er von Rebecca's Loge zurückkam, wohin er sie begleitet hatte ohne ein Wort zu sprechen und mit so ernstem Gesichte wie ein Leichenbitter. Sie windet sich wie eine Schlange. Bemerktest Du wie sie während ihrer Anwesenheit hier gegen den General drüben operirte.

„Comödiantin? Sie ist die liebenswürdigste Frau in England," antwortete Georg, der seine weißen Zähne sehen ließ und seinen parfümirten Schnurbart drehete. „Du bist kein Mann von Welt, Dobbin. Sieh, wie sie Tufto sogleich wieder herum gebracht hat! Wie er lacht! Himmel und welchen Nacken sie hat! Emmy, warum hast Du kein Bouquet? Jede Dame hat doch eines."

„Warum kauften Sie ihr keines?" fragte Mrs. O'Dowd, und Amalie wie Dobbin wußten ihr diese Antwort zu rechter Zeit Dank. Amalie war übrigens von dem Glanze und dem fashionablen Geschwätz ihrer würdigen Nebenbuhlerin gänzlich betäubt und selbst die O'Dowd saß nach

Rebecca's glänzender Erscheinung still da, und sprach den ganzen Abend über kein Wort mehr von Glenmalony.

„Wann gedenkest Du Dir das Spiel abzugewöhnen, Georg, wie Du es mir tausendmal versprochen hast?" fragte Dobbin seinen Freund ein Paar Tage später. „Wann wirst Du aufhören zu predigen?" lautete die Antwort des Andern. „Und was macht Dich besorgt? Wir spielen niedrig und in voriger Woche habe ich gar gewonnen. Glaubst Du, daß Crawley betrügt? Wenn alles richtig zugeht, werde ich am Ende des Jahres nichts verloren und nichts gewonnen haben."

„Ich glaube aber nicht, daß er bezahlen kann, wenn er verliert," sagte Dobbin und sein guter Rath hatte die Wirkung, die ein guter Rath gewöhnlich hat. Osborne und Crawley waren wieder häufig beisammen. Tufto speisete fast immer auswärts und Georg war stets in der (dicht an die des Generals angrenzende) Wohnung willkommen, welche der Adjutant mit seiner Frau inne hatte.

Amaliens Benehmen als sie und Georg Crawley und dessen Frau dort besuchten, war von der Art, daß es beinahe zu einem ernsten Wortwechsel gekommen wäre, d. h. Georg machte seiner Frau heftige Vorwürfe wegen ihres offenbaren Widerstrebens dahin zu gehen und wegen des kalten Stolzes, den sie gegen Mrs. Crawley, ihre ehemalige Freundin, zeigte und Amalie sprach kein Wort dagegen, da sie aber wußte, daß ihr Mann sie ebenso beobachtete, wie Rebecca, so war sie bei dem zweiten Besuche, den sie derselben machte, womöglich noch verschämter und linkischer als das erstemal.

Rebecca war natürlich doppelt liebevoll und achtete durchaus nicht auf die Kälte ihrer Freundin. „Es kommt mir vor, als sei Emmy stolzer geworden, seit der Name ihres Vaters — seit Herrn Sedley's Unglück," sagte sie und milderte so den Ausdruck menschenfreundlich vor Georg. „Als wir in Brighton waren, glaubte ich wahrhaftig, sie erzeuge mir die Ehre eifersüchtig gegen mich zu sein und jetzt wird es ihr moralisches Gefühl wohl verletzen, weil wir, Rawdon und ich, mit dem General zusammen wohnen. Aber, liebes Kind, wie könnten wir mit unsern Mitteln leben, wenn nicht ein Freund zu den Ausgaben beitrüge? Und ist Rawdon nicht groß und stark genug meine Ehre zu wahren? Ich bin indeß Emmy sehr verbunden, sehr," setzte sie hinzu.

„Ach, eifersüchtig!" antwortete Georg. „Alle Weiber sind eifersüchtig."

„Und alle Männer auch. Waren Sie in der Oper nicht eifersüchtig auf den General und der General auf Sie? Er wollte mich womöglich verschlingen, weil ich mit Ihnen fort und zu Ihrer kleinen thörichten Frau gegangen war, als wenn ich mir das Geringste aus Euch beiden machte," sagte Crawley's Frau indem sie den Kopf emporwarf. „Wollen Sie bei mir essen? Der Dragoner speiset bei dem Oberbefehlshaber. Es bereitet sich Großes vor. Die Franzosen sollen über die Grenze gegangen sein. Wir werden ein ganz stilles Mahl haben."

Georg nahm die Einladung an, obgleich seine Frau nicht ganz wohl war. Sie waren jetzt noch nicht ganz sechs Wochen verheirathet. Eine Andre lachte und spottete über

sie und ihr Mann nahm es nicht übel. Der gutmüthige Mensch erzürnte sich nicht einmal über sich selbst. Es ist eine Schande, gestand er sich allerdings, aber wenn uns nun ein junges hübsches Weib entgegenkommt, was kann man thun? Ich bin etwas frei mit den Weibern, hatte er oft gesagt, während er Stubble und Spooney und andern Cameraden an der Offizierstafel lächelnd zunickte und er stieg gerade deshalb in ihrer Achtung um so höher. Nächst der Eroberung im Kriege ist die Eroberung in der Liebe seit undenklicher Zeit unter den Männern auf dem Markte des Lebens eine Quelle des Stolzes gewesen; wie könnten sich sonst Schulknaben ihrer Liebschaften rühmen und Don Juan populär sein?

Osborne, der bei sich fest überzeugt sei, kein Weib könne ihm widerstehen, ging seinem Schicksale nicht entgegen, sondern gab sich demselben blos wohlgefällig hin. Da ferner Emmy nicht viel von ihrer Eifersucht sprach, ihn damit nicht quälte, sondern nur im Stillen sich unglücklich fühlte und sich darüber grämte, so bildete er sich ein, sie merke nichts von dem, was alle seine Bekannten nur zu wohl wußten, nämlich daß er der Mrs. Crawley auffallend den Hof machte. Er ritt mit ihr aus sobald sie frei war. Er schützte Regimentsgeschäfte gegen Amalien vor (durch welche Lüge sie sich aber durchaus nicht täuschen ließ), überließ seine Frau der Einsamkeit oder der Gesellschaft ihres Bruders, verbrachte seine Abende in der Gesellschaft Crawley's, verlor Geld an den Mann und schmeichelte sich, daß die Frau desselben leidenschaftlich in ihn verliebt sei. Höchst wahrscheinlich entwarf das würdige Paar keinen bestimmten Plan,

wahrscheinlich kamen Mann und Frau nicht in bestimmten Worten überein, daß sie den jungen Herrn an sich locken und er ihm das Geld abgewinnen solle, aber sie verstanden einander sehr wohl und Rawdon ließ Osborne mit unveränderter Freundlichkeit kommen und gehen.

Georg war mit seiner neuen Freundin so sehr beschäftiget, daß er mit Dobbin nicht mehr so häufig zusammenkam wie sonst. Georg mied ihn öffentlich und bei dem Regimente, denn, wie wir gesehen haben, er liebte die Predigten nicht, mit denen der Freund ihn heimzusuchen pflegte. Wenn etwas in seinem Benehmen Capitain Dobbin ungemein ernst und kalt stimmte, was half es ihm, daß er Georg sagte er sei so unerfahren wie ein Schulknabe, obgleich er einen großen Bart habe und seiner eigenen Meinung nach ein außerordentlicher Welt- und Menschenkenner sei, und Rawdon Crawley ziehe ihn aus, wie er schon manche ausgezogen habe und werde ihn mit Verachtung von sich weisen, sobald als er keinen Nutzen von ihm habe. Er hörte doch nicht darauf und da Dobbin in jenen Tagen selten in der Wohnung Osbornes erschien, hatte er auch selten Gelegenheit seinen Freund zu sehen und so wurden beiden manche nutzlose aber peinliche Worte erspart. Unser Freund Georg war im besten Zuge alle Vergnügungen auf dem Markte des Lebens zu genießen.

Seit den Tagen des Darius hat es kein so glänzendes Lagergefolge gegeben wie das, welches der Armee des Herzogs von Wellington in den Niederlanden 1815 nachzog und fast bis zu dem Augenblicke der Schlacht an nichts als Fest und Tanz dachte. Ein gewisser Ball, welchen eine Herzo-

gin in Brüssel am 15. Juni des genannten Jahres gab, ist geschichtlich merkwürdig. Ganz Brüssel war in gespannter Erwartung wegen desselben gewesen und Damen, welche sich damals in jener Stadt befanden, haben mir erzählt, daß die meisten Frauen ein viel größeres Interesse an dem Ball nahmen und vielmehr von demselben sprachen als von dem Feinde, der heranrückte. Die Bemühungen, Intriguen und Bitten um Einladung zu erhalten, waren von der Art, wie sie nur englische Frauen anwenden, um in die Gesellschaft der Großen ihres Volkes Zutritt zu erlangen.

Joseph und Mrs. O'Dowd, die sich auch sehnten eingeladen zu werden, bemühten sich vergebens Karten zu erhalten; andere unserer Freunde aber waren glücklicher. Georg z. B. erhielt durch die Vermittelung des Lord Bareacre als Ausgleichung für das Diner eine Karte für sich und seine Frau, was ihn ungemein schmeichelte. Dobbin, ein Freund des Generals der Division, zu welcher sein Regiment gehörte, kam eines Tages lachend zu Mrs. Osborne und zeigte ebenfalls eine Einladung vor, so daß Joseph neidisch wurde und Georg sich wunderte, wie der in solche Gesellschaft komme. Herr und Mrs. Crawley endlich wurden natürlich auch eingeladen, wie es Freunde des Generals einer Cavaleriebrigade nicht anders erwarten konnten.

An dem bestimmten Abende fuhr Georg, der vorher für Amalie ein neues Kleid und Schmuck aller Art gekauft hatte, zu dem Balle, wo seine Frau auch nicht eine Seele kannte. Nachdem er sich nach den Ladies Bareacres umgesehen, die ihn völlig unbeachtet ließen, da sie die Ein-

ladungskarte für eine zureichende Abfertigung hielten, und Amalien zu einer Bank geführt hatte, überließ er sie da ihren eigenen Gedanken, denn er glaubte genug gethan zu haben, daß er ihr ein neues Kleid und Schmuck gegeben und sie auf einen Ball geführt, wo sie sich nun vergnügen konnte wie sie wollte. Ihre Gedanken waren nicht die angenehmsten und Niemand störte sie in denselben als der redliche Dobbin.

Während ihr Erscheinen gar keinen Eindruck machte (wie ihr Mann mit einer gewissen Wuth bemerkte), war dagegen das Debut der Mrs. Crawley sehr glänzend. Sie kam sehr spät. Ihr Gesicht strahlte; ihre Kleidung war selbst unter den anwesenden großen Personen untadelig und die Lorgnetten richteten sich auf sie. Rebecca schien so ruhig und gesammelt zu sein wie damals als sie die kleinen Mädchen bei Miß Pinkerton in die Kirche führte. Viele von den Herrn kannte sie bereits und die Stutzer drängten sich um sie. Unter den Damen flüsterte man, Herr Rawdon Crawley habe sie aus einem Kloster entführt und sie sei eine Verwandte der Familie Montmorency. Sie sprach so vortrefflich Französisch, daß an diesem Gerüchte wohl etwas Wahres sein konnte und allgemein war man der Meinung, daß ihr Aussehen sehr distingué sei und ihr Benehmen ungemein fein. Wohl funfzig Tanzlustige umdrängten sie mit einem Male und bestrebten sich die Ehre zu haben mit ihr zu tanzen; sie sagte aber, sie sei bereits engagirt und werde nur wenig tanzen; auch ging sie sogleich dahin, wo Emmy unbemerkt und sehr unglücklich saß. Um das arme Kind vollends elend zu machen, eilte sie zu ihrer

„theuersten Amalie,“ begrüßte sie äußerst liebevoll und begann ihre Gönnerin zu spielen. Sie hatte das und jenes an dem Anzuge der Freundin, so wie an dem Haarputze derselben zu tadeln, wunderte sich wie sie in solcher Fußbekleidung erscheinen könnte und versprach ihr sogleich am nächsten Morgen ihre Corsetmacherin zu schicken. Dann betheuerte sie, der Ball sei himmlisch, es habe sich da Jedermann eingefunden, den Jedermann kenne und es befänden sich nur wenige Niemande in dem Saale. Allerdings hatte die junge Frau binnen vierzehn Tagen und nach drei Diners in allgemeiner Gesellschaft das gentile Geplauder sich so gut angeeignet, als habe sie sich stets in solcher Gesellschaft bewegt und nur ihr gutes Französisch bewies, daß sie keine geborne vornehme Engländerinn war.

Georg, der Emmy sehr bald auf ihrer Bank allein gelassen hatte, fand eben so bald seinen Weg wieder daher als Rebecca neben ihrer lieben Freundin saß. Eben hielt sie dieser eine Vorlesung wegen der Thorheiten, welche ihr Mann begehe. „Um Gottes Willen halten Sie ihm vom Spiele zurück,“ sagte sie, „denn er wird sich dadurch ins Unglück stürzen. Er und Rawdon spielen jeden Abend Karte; Sie wissen, daß er dabei sehr unglücklich ist und Rawdon wird ihn noch jeden Schilling abgewinnen, wenn Sie nicht Einhalt thun. Warum machen Sie ihm keine Vorstellungen dagegen, kleine Sorglose? Warum kommen Sie Abends nicht zu uns, statt zu Hause mit dem Capitain Dobbin zu schmollen? Er ist allerdings très-aimable, aber wie kann Jemand einen Menschen mit solchen Füßen lieben? Die Füße Ihres Mannes dagegen sind reizend..

da kommt er eben. Wo sind Sie gewesen, böser Mensch? Da sitzt Emmy und weint sich die Augen aus Ihretwegen. Wollen Sie mich zu der Quadrille abholen?" Und sie ließ ihr Bouquet und ihren Shawl neben Amalien liegen und trat mit Georg zum Tanze an. Nur Frauen verstehen so zu verwunden. Sie haben ein Gift auf der Spitze ihrer kleinen Pfeile, welches tausendmal mehr brennt als die stumpfere Waffe eines Mannes. Unsere arme Emmy, die in ihrem ganzen Leben nie gehaßt hatte, war machtlos in den Händen ihrer herzlosen kleinen Feindin.

Georg tanzte zwei- oder dreimal mit Rebecca, — wie oft, wußte Amalie kaum. Sie saß gänzlich unbeachtet in ihrem Winkel, ausgenommen als Crawley zu ihr trat und plump einige Worte mit ihr sprach und später am Abende als der Capitain Dobbin sich das Herz faßte ihr Erfrischung zu bringen und sich neben sie zu setzen. Er fragte nicht, warum sie so traurig sei, um aber einen Vorwand für die Thränen zu finden, die ihr in den Augen standen, sagte sie ihm, Mrs. Crawley habe ihm erzählt, daß ihr Mann stark spiele.

„Es ist merkwürdig, durch welche plumpe Schelme derjenige betrogen wird, der sich dem Spiele ergiebt," sagte Dobbin und Emmy entgegnete: „allerdings." Sie dachte an etwas Anderes, denn es war nicht der Verlust des Geldes, der ihr zu Herzen ging.

Endlich kam Georg zurück, um Rebecca's Shawl und Blumen zu holen. Sie wollte fortgehen, ließ sich aber nicht einmal so weit herab, noch einmal zu Amalien zu kommen und ihr eine gute Nacht zu wünschen. Die arme

Frau ließ ihren Mann kommen und wieder gehen ohne ein Wort zu sagen, aber der Kopf sank ihr nieder auf die Brust. Dobbin war hinweggerufen worden, sprach mit dem Divisionsgenerale, seinem Freunde, und hatte diese letzte Trennung nicht gesehen. Georg ging also fort mit dem Bouquet, als er es aber der Eigenthümerin übergab, lag ein Briefchen darin zusammengedrückt wie eine Schlange unter Blumen. Rebecca's Augen bemerkten es sofort. Sie war schon in früher Jugend daran gewöhnt Briefchen zu handhaben. Sie streckte die Hand aus und nahm das Bouquet. An ihren Augen, als sie den seinigen begegneten, erkannte er, daß sie wohl wußte, was sie finden würde. Ihr Mann führte sie dann rasch hinweg und er war dabei zu sehr scheinbar mit seinen eigenen Gedanken beschäftiget als daß er hätte bemerken können, was zwischen seinem Freunde und seiner Frau vorging. Etwas Auffallendes kam auch nicht vor. Sie reichte Georg ihre Hand mit einem ihrer flüchtigen schlauen Blicke, machte eine Verbeugung und ging. Georg beugte sich über ihre Hand, antwortete auf eine Bemerkung Crawley's nicht, ja hörte sie nicht, denn das Blut in ihm klopfte in Siegeslust und ließ sie gehen ohne ein Wort zu sagen.

Seine Frau sah wenigstens einen Theil der Bouquetscene. Natürlich war es, daß Georg auf Rebecca's Verlangen kam, um ihren Shawl und ihre Blumen zu holen; es war dies nicht mehr als was er in den letzten wenigen Tagen wenigstens zwanzigmal gethan hatte, dennoch wurde ihr es jetzt zuviel. „Wilhelm," sagte sie indem sie plötzlich näher an Dobbin rückte, der wieder neben ihr saß, „Sie

sind immer sehr freundlich gegen mich gewesen, — ich bin.. nicht wohl. Begleiten Sie mich nach Hause." Sie wußte nicht, daß sie ihn bei dem Taufnamen nannte, wie es ihr Mann gewöhnlich that. Er ging rasch mit ihr fort. Ihre Wohnung befand sich ganz in der Nähe und sie bahnten sich einen Weg durch die Menge draußen, wo alles selbst mehr noch in Bewegung zu sein schien als in dem Ballsaale.

Georg war zwei- oder dreimal bös gewesen, weil er seine Frau noch aufgefunden hatte, als er Abends nach Hause kam; sie ging also diesmal sogleich zu Bett, aber obgleich sie nicht schlief und der Lärm von Pferdehufen und Wagengerassel nicht aufhörte, vernahm sie doch nichts von diesem Geräusche, da etwas ganz Anderes sie wach erhielt.

Im höchsten Grade aufgeregt, trat unterdeß Osborne an einen Spieltisch und wettete toll. Wiederholt gewann er. „Alles gelingt mir heute", sagte er zu sich, aber selbst sein Glück im Spiele besänftigte seine Aufregung nicht, einige Zeit darauf stand er auf, steckte seinen Gewinn ein und trat an ein Buffet, wo er mehrere Gläser Wein trank.

Hier traf ihn Dobbin, während er mit den Umstehenden scherzte und laut lachte. Er hatte den Freund schon an dem Spieltische gesucht. Dobbin sah so bleich und ernst aus wie sein Freund roth und lustig.

„Komm und trink mit mir, alter Dobbin! Der Wein des Herzogs ist famos. Geben Sie mir noch ein Glas, Sie!" und er hielt mit zitternder Hand das Glas hin.

„Komm, Georg", sagte Dobbin noch immer ernst; „trinke nicht mehr."

„Trinken! Nichts besser als Das. Trink Du selbst,

Alter und illuminire Deine Laternenbacken. Du sollst leben!"

Dobbin flüsterte ihm darauf etwas in das Ohr, worauf Georg zusammenzuckte, das Glas auf den Tisch schlug und am Arme seines Freundes rasch fortging. „Der Feind ist über die Sambre gegangen", sagte Dobbin, „und unser linker Flügel befindet sich bereits im Kampfe. Komm, nach drei Stunden müssen wir marschiren."

Alle Nerven Georgs zitterten als er die so lange erwartete und ihn jetzt doch überraschende Nachricht erfuhr. Was war nun die Liebe? Er dachte an tausend Dinge auf seinem raschen Gange zu seiner Wohnung, aber an die Liebe nicht, — an sein vergangenes Leben und an das, was die Zukunft ihm bringen könnte an das Schicksal, das ihn vielleicht erwarte, an sein Weib, an das Kind vielleicht, von dem er würde scheiden müssen ohne es jemals gesehen zu haben. Ach, wie sehr wünschte er ungeschehen zu machen, was er in dieser Nacht gethan hatte, um wenigstens mit reinem Gewissen Abschied nehmen zu können von dem zarten, schuldlosen Wesen, auf dessen Liebe er einen so geringen Werth gelegt!

Er überdachte seine kurze Ehezeit. Er hatte in diesen wenigen Wochen sein kleines Capital in der leichtsinnigsten Weise verschleudert. Wie rücksichtslos war er gewesen! Was blieb ihr, wenn ihm etwas zustoßen sollte? Wie unwürdig war er ihrer! Warum hatte er sie geheirathet? Er paßte nicht zum Ehemanne. Warum war er seinem Vater ungehorsam gewesen, der ihn immer so liebevoll und freigebig behandelt hatte? Hoffnung, Reue, Ehrgeiz, Zärt-

lichkeit und Bedauern über sich selbst erfüllten sein Herz. Er setzte sich hin, schrieb an seinen Vater und erinnerte an das, was er früher einmal gesagt hatte als er einen Zweikampf bestehen sollte. Die Morgendämmerung färbte matt den Himmel als er den Abschiedsbrief schloß. Er siegelte ihn zu und küßte die Adresse. Er dachte daran, wie er den edeln Vater verlassen und an die tausend Beweise von Liebe, die der ernste strenge alte Mann ihm gegeben.

Er hatte in das Schlafzimmer Amaliens hineingeblickt als er nach Hause kam; sie lag ruhig da, ihre Augen schienen geschlossen zu sein und er freute sich, daß sie schlief. Sein Diener machte, als er ankam, bereits Anstalten zum Aufbruche; der Mann verstand den Wink sich ruhig zu verhalten und die Vorbereitungen geschahen demnach rasch und still. Ob er wohl hineingehe und Amalien wecke, dachte er, oder ob er ein paar Zeilen an ihren Bruder zurücklasse, damit er ihr die Nachricht von seiner Abreise mittheile? Er ging noch einmal in das Schlafzimmer, um nach ihr zu sehen.

Sie war wach gewesen als er das erste Mal in ihr Zimmer trat, hatte aber die Augen geschlossen gehalten, damit nicht einmal ihr Wachen ihm einen Vorwurf zu machen scheine, da er aber sobald nach ihr gekommen, fühlte sich ihr kleines scheues Herz beruhigter; sie hatte sich nach ihm herumgedreht als er hinausging und war in leichten Schlaf gesunken. Georg kam wieder herein, sah nach ihr und ging um Vieles vorsichtiger. Er konnte im matten Scheine des Nachtlichtes ihr liebes blasses Gesicht sehen; die Augenlider waren roth und geschlossen und ein runder glat-

ter weißer Arm lag außen auf dem Bette. Gott, wie rein sie war, wie sanft, wie zart, wie freudlos und er wie selbstsüchtig, roh und von Schuld befleckt! Niedergedrückt von Scham stand er am Fuße des Bettes und blickte die Schlafende an. Wie konnte er so wie er war für eine so Fleckenlose zu beten wagen? Gott behüte sie! Gott behüte sie! Er trat neben das Bett, er blickte auf die Hand, auf die kleine weiche Hand, die ruhig im Schlafe dalag und er beugte sich vorsichtig und behutsam über das Kissen nach dem lieben bleichen Gesichte nieder.

Zwei schöne Arme schlangen sich zärtlich um seinen Nacken als er sich niederbog. „Ich schlafe nicht, Georg", sagte die arme Frau schluchzend, daß das kleine Herz hätte brechen können, das so nahe an dem seinigen schlug. Sie wachte, die Arme, warum? In diesem Augenblicke begann ein Horn auf dem Sammelplatze hell zu erklingen und ihm folgten andere in der ganzen Stadt nach. Unter dem Trommeln der Infanterie und den gellenden Tönen der Schotten erwachte die ganze Stadt.

Siebentes Kapitel.

„Das Mägdelein, von dem ich scheide."

Wir suchen unsern Platz nicht unter den militairischen Novellisten. Wir gehören zu den Noncombattanten. Wenn das Verdeck geräumt wird zum Kampfe, gehen wir hinunter und warten geduldig. Wir würden den Manö-

vern, welche die Tapfern eben ausführen, nur im Wege sein. Deshalb begleiten wir auch das —te Regiment nur bis an das Stadtthor, überlassen dem Major O'Dowd seiner Pflicht und kehren zu der Majorin, den andern Damen und dem Gepäcke zurück.

Der Major und seine Frau, die zu dem Balle nicht eingeladen gewesen waren, auf welchem sich im letzten Kapitel andere unserer Freunde befanden, hatten mehr Zeit in ihrem Bette der natürlichen Ruhe zu pflegen als den Leuten gestattet war, welche sich eben so sehr ihrer Pflicht als dem Vergnügen widmen wollten. „Ich glaube, liebes Gretchen“, sagte er während er wohlgefällig die Nachtmütze über die Ohren zog, „es wird nach einem Paar Tagen einen Tag geben, wie Viele dort auf dem Balle noch nicht gesehen haben“ und er schätzte sich glücklicher nach einem guten Abende munter zu Bette zu gehen als irgend eine andere Unterhaltung zu suchen. Gretchen freilich würde lieber ihren Turban und Paradiesvogel auf dem Balle gezeigt haben, hätte ihr Mann nicht eben diese Worte gesprochen, die sie ernst stimmten.

„Ich würde es gern sehen, wenn Du mich eine halbe Stunde vor dem Generalmarsche wecken wolltest“, sagte der Major zu seiner Frau. „Wecke mich halb zwei Uhr, Gretchen und sieh zu, ob alle meine Sachen bereit sind. Vielleicht komme ich nicht wieder zum Frühstücke.“ Nach diesen Worten, welche seine Meinung andeuteten, daß das Regiment am nächsten Morgen ausrücken würde, schwieg der Major und schlief ein.

Mrs. O'Dowd, die gute Hausfrau, die mit aufgesteckten Locken und in einem Nachtjäckchen umherging, hielt es für ihre Pflicht, unter solchen Umständen zu handeln und nicht zu schlafen. „Dazu werde ich Zeit genug haben", sagte sie, „wenn mein Mann fort ist" und so packte sie seinen Mantelsack, bürstete seinen Mantel, seine Mütze und seine andern Kleidungsstücke aus, legte sie bereit für ihn und steckte in die Manteltaschen einige Erfrischungen nebst einer überflochtenen Flasche oder einem sogenannten Taschenpistol, welche fast eine Kanne ächten Cognac enthielt, den sie und der Major sehr gern tranken. Sobald dann die Repetiruhr auf halb zwei Uhr zeigte, weckte sie ihren Major und hatte eine so behagliche Tasse Kaffee bereitet als irgendwo in Brüssel an diesem Morgen zu haben war. Wer will es leugnen, daß die Vorbereitungen dieser würdigen Frau eben so viel Liebe bezeugten als die Thränen und das Schluchzen, wodurch empfindsamere Frauen ihre Liebe zu erkennen geben und daß dieser Abschiedskaffee, den sie miteinander tranken, während die Hörner und Trommeln durch die Straßen der Stadt riefen, nicht nützlicher und zweckdienlicher war als es der Ausdruck bloßen Gefühls sein konnte? Die Folge davon war, daß der Major nett, frisch und munter, mit glattrasirtem rothen Gesichte auf der Parade erschien und dem ganzen Regimente Vertrauen und heitern Sinn einflößte. Alle Officiere begrüßten Mrs. O'Dowd, als das Regiment an dem Balcon vorbeimarschirte, auf welchem die brave Frau stand und ihnen den Scheidegruß zuwinkte. Ja es war gewiß nicht Mangel an Muth, sondern das Gefühl weiblicher Schicklichkeit, welches

sie abhielt, sich selbst an die Spitze des tapfern . . . Regiments zu stellen.

An Sonntagen und bei sonst feierlichen Gelegenheiten pflegte Mrs. O'Dowd sehr ernst und andächtig in einem dicken Bande der Predigten ihres Oheims, des Diaconus, zu lesen. Er war für sie ein großer Trost auf dem Schiffe bei der Heimfahrt gewesen, als sie beinahe Schiffbruch litten. Auch jetzt nach dem Abmarsche des Regiments griff sie nach diesem Buche. Vielleicht verstand sie nicht eben viel von dem, was sie las und ihre Gedanken waren höchst wahrscheinlich anderswo, aber der Vorsatz zu schlafen, während ihres Mannes Nachtmütze da auf dem Kissen lag, erwies sich als gänzlich unausführbar. So ist es in der Welt. Der Soldat zieht hinweg dem Ruhme entgegen mit dem Tornister auf dem Rücken und marschirt wacker nach der Melodie: „Das Mägdelein, von dem ich scheide.“ Sie bleibt zurück in ihrem Schmerze und hat Zeit über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken.

Rebecca, die wußte, wie nutzlos Bedauern und Sehnen ist und wie das Nachgeben an das Gefühl die Leute nur elender macht, nahm sich wohlweislich vor, dem nutzlosen Kummer sich nicht hinzugeben und ertrug deshalb den Abschied von ihrem Manne mit spartanischer Ruhe. Der Rittmeister selbst war sogar bei dem Scheiden tiefer ergriffen als seine kleine entschlossene Frau, die er nun verließ. Sie hatte diese rohe plumpe Natur bemeistert und er liebte und verehrte sie aus Herzensgrunde. In seinem ganzen Leben war er nicht so glücklich gewesen, wie ihn in den letzten wenigen Monaten seine Frau gemacht hatte. Seine

ganze frühere Freude am Wettrennen, an Gelagen, am Jagen, am Spielen, alle seine frühern Liebschaften mit Putzmacherinnen, Tänzerinnen und die ähnlichen leichten Siege des plumpen militairischen Adonis ließen sich mit den rechtmäßigen ehelichen Freuden gar nicht vergleichen, die er in der letzten Zeit genossen hatte. Sie hatte es immer verstanden ihn zu unterhalten und sein Haus und ihre Gesellschaft waren ihm tausendmal lieber geworden als irgend ein Ort und eine Gesellschaft, die er jemals von Kindheit an bis jetzt besucht hatte. Auch verwünschte er seine frühern Thorheiten und Ausschweifungen und jammerte hauptsächlich über seine bedeutenden Schulden, welche stets ein Hinderniß für seine Frau sein mußten in der Welt sich emporzuheben. Gar oftmals hatte er in mitternächtlichen Unterredungen mit Rebecca darüber geseufzet, während sie ihm in seinem ehelosen Leben niemals Kummer gemacht hatten. Das fiel ihm auch selbst auf. „Hol's der Guckuck," pflegte er zu sagen (oder er bediente sich auch eines weit stärkern Ausdrucks), „ehe ich verheirathet war, blieb mir's ganz gleichgiltig, auf welche Wechsel ich meinen Namen setzte und so lange Moses warten oder Levy den Wechsel auf drei Monate prolongiren wollte, blieb mir meine ganze Seelenruhe; seit ich aber verheirathet bin, habe ich auf Ehre noch kein Stückchen Stempelpapier angerührt, die prolongirten Wechsel ausgenommen."

Rebecca verstand diese Anwandlungen von Trübsinn stets zu bannen. „Aber, lieber Einfaltspinsel," sagte sie wohl, „die Geschichte mit Deiner Tante ist ja noch

nicht zu Ende. Und wenn sie uns entgeht, bleibt Dir nicht die Zeitung, wie Ihr's nennt, die Beförderung? Auch habe ich noch einen andern Plan für den Fall, daß Dein Onkel Bute verscheiden sollte. Die Pfründe hat immer dem jüngern Bruder gehört; warum solltest Du also nicht auch Deinen Posten in der Armee verkaufen und Dich der Kirche zuwenden?" Der Gedanke an eine solche Bekehrung preßte Rawdon lautes Lachen aus, das man in der Nacht draußen auf der Straße hätte hören können. Der General Tufto wenigstens hörte es in seiner Wohnung im ersten Stocke des Gasthauses. Rebecca spielte auch die Scene sehr geistvoll durch und hielt Rawdons erste Predigt zum großen Jubel des Generals beim Frühstück.

Aber das waren vergangene Tage und vergangene Dinge. Als die bestimmte Nachricht anlangte, daß der Feldzug begonnen habe und die Truppen marschiren müßten, wurde Rawdon so ernst, daß ihn Rebecca deshalb in einer Art verspottete, welche das Gefühl des Reiters von der Garde verletzte. „Du glaubst gewiß nicht, daß ich mich fürchte, Rebecca," sagte er und seine Stimme zitterte dabei; „aber siehst Du, ich bin ein ziemlich sicheres Ziel für eine Kugel und wenn ich falle, so hinterlasse ich eine Person, wohl gar zwei, für die ich gern gesorgt hätte, weil ich sie in die traurige Lage gebracht habe. Darüber läßt sich gar nicht lachen, Frau, gar nicht."

Durch Liebkosungen und freundliche Worte versuchte nun Rebecca das verletzte Gefühl ihres Mannes wieder zu besänftigen und nur wenn ihre Lebhaftigkeit und ihre Heiterkeit den Sieg bei ihm davon trugen (was ihnen immer

und unter allen Umständen gelang), ließ sie ihrem Spotte freien Lauf; sie konnte aber auch bald ein Jammergesicht machen. „Liebster Mann," sagte sie, „glaubst Du denn, ich fühlte nichts?" Und dabei wischte sie schnell etwas aus ihren Augen und sah Rawdon lachend in das Gesicht.

„Sieh her," sagte er dann. „Wir wollen sehen, was ich für Dich habe, wenn ich fallen sollte. Hier habe ich ziemliches Glück gehabt und ich besitze zweihundert und dreißig Pfund. Zehn Napoleons habe ich in meine Tasche gesteckt, mehr als ich brauchen werde, denn der General bezahlt alles und wenn ich getroffen werde, so kostet es nichts, wie Du weißt. Weine nicht, Frauchen; ich kann auch am Leben bleiben und Dich noch lange ärgern. Ich werde ferner keines von meinen Pferden nehmen, sondern den Grauschimmel des Generals reiten; das ist wohlfeiler und ich habe ihm schon gesagt, daß das meinige lahm sei. Wenn ich also nicht wiederkomme, so verkaufst Du meine beiden Pferde und Du wirst ein schönes Stück Geld dafür erhalten. Gestern noch hat mir Grigy für die Stute neunzig Guineen geboten, ehe die schlechten Nachrichten kamen und ich Narr wollte sie unter zwei Nullen nicht weggeben. Das andere Pferd wird immer bezahlt werden, nur möchte ich Dir rathen es hier zu verkaufen, weil die Roßhändler hier nicht soviel Wechsel von mir haben. Für Deine kleine Stute, welche Dir der General schenkte, bekommst Du auch etwas. Das Reisekästchen hier kostete mich zweihundert Pf., d. h. ich habe es noch nicht bezahlt. Dann hast Du meine Busennadeln, Ringe, Uhr und Kette. Sie haben mich schweres Geld

gekostet. Für Uhr und Kette bezahlte meine Tante, das weiß ich, hundert Pf. Dumm bin ich gewesen, daß ich nicht mehr auf Borg genommen habe; ich hätte es leicht haben können und für Dich wäre es besser gewesen; indeß wir müssen uns begnügen mit dem was wir haben, Rebecca."

Und so musterte der Rittmeister Crawley, der selten an etwas als an sich gedacht hatte bis in den letzten Monaten seines Lebens, als die Liebe diesen Dragoner überwand, seine verschiedenen Effecten, indem er seine letzten Bestimmungen traf und bedachte, wie sie für seine Frau verwerthet werden könnten, wenn ihn ein Unfall treffen sollte. Er schrieb auch mit Bleistift ein Verzeichniß seiner Habe auf, z. B. „meine Doppelbüchse von Manton, 40 Guineen; mein mit gutem Pelz gefütterter Reisemantel, 50 Pf.; meine Duellpistolen in dem Rosenholzkästchen (dieselben, mit denen ich den Capitain Marter erschoß), 20 Pf." u. s. f. und ernannte Rebecca zur Eigenthümerin seiner ganzen Hinterlassenschaft. Seinem Ersparungsplane gemäß zog der Rittmeister seine älteste und abgetragenste Uniform an, ließ die neueste mit den besten Epauletten unter der Verwahrung seiner Frau (oder Wittwe vielleicht) und schied mit etwas wie einem Gebete für die Frau, die er verließ. Er hob sie auf und hielt sie eine Minute lang fest an sein hochklopfendes Herz gedrückt. Seine Wangen glüheten und die Augen wurden ihm trübe, als er sie losließ und fortging. Er ritt dann neben seinem Generale und rauchte seine Cigarre schweigend als sie den Truppen der Brigade nacheilten, welche bereits vor-

aus war und erst als sie einige M. zurückgelegt hatten hörte er auf den Schnurbart zu drehen und brach das Schweigen.

Rebecca hatte sich wohlweislich, wie schon erwähnt, vorgenommen bei dem Abschiede von ihrem Manne nutzloser Sentimentalität sich nicht hinzugeben. Sie winkte ihm vom Fenster aus nach und blieb da auch noch eine Zeit lang stehen als er fort war. Die Thürme der Kathedrale und die Giebel der seltsamen alten Häuser fingen eben an vom Morgenroth überstrahlt zu werden. Sie hatte diese Nacht nicht geschlafen. Noch war sie in dem prächtigen Ballanzuge, ihr blondes Haar hing in etwas aufgelöseten Locken über ihrem Nacken und um ihre Augen hatten sich durch den Mangel an Schlaf blaue Ringe gebildet. „Wie entsetzlich ich aussehe!“ sagte sie indem sie sich in dem Spiegel betrachtete, „und wie bleich dies Rosa mich macht!“ So legte sie das rosa Kleid ab und während sie dies that fiel ein Briefchen aus ihrem Busen, das sie lächelnd aufhob und in ihrer Toilette verschloß. Dann steckte sie ihr Ballbouquet in ein Glas Wasser, ging zu Bett und schlief ganz ruhig.

In der Stadt war es ganz still als sie gegen zehn Uhr erwachte und sich nach der Erschöpfung und dem Grame über die Vorfälle am Morgen an dem Kaffee erquickte.

Als sie damit fertig war, nahm sie die Berechnungen Rawdons von voriger Nacht vor und überdachte ihre Lage. Wenn das Schlimmste eintreten sollte, so befand sie sich, alles erwogen, so ziemlich behaglich. Sie hatte ihren eigenen Schmuck neben dem, was ihr ihr Mann hinter=

ließ. Wir haben Rawdons Freigebigkeit bei seiner Verheirathung mit ihr schon geschildert und gerühmt. Außer diesem und der kleinen Stute hatte ihr der General, ihr Sclav und Anbeter, hübsche Geschenke gemacht in einem Cashemirshawl, den er bei dem Verkauf der Sachen der Frau eines bankerotten französischen Generals erstanden hatte und in verschiedenen Gegenständen aus den Läden der Juweliere, die sämmtlich von dem Geschmack und dem Reichthume ihres Verehrers zeugten. Uhren hatte sie soviel, daß ihr Picken das Zimmer gleichsam belebt erscheinen ließ; denn als sie eines Abends erwähnte, die ihrige, die sie von Rawdon erhalten, sei eine englische und gehe nicht gut, empfing sie am andern Morgen eine kleine kostbare von Leroy mit einer Kette und einem Gehäuse, das reizend mit Türkisen besetzt war, sowie eine andre von Breguet, die mit Perlen besetzt und kaum dicker war als eine halbe Krone. Die eine hatte der General Tufto, die andre Osborne gekauft. Osborne's Frau besaß freilich keine Uhr, wenn sie auch, diese Gerechtigkeit müssen wir Georg widerfahren lassen, eine hätte haben können sobald sie ihn nur darum gebeten, und die ehrwürdige Mrs. Tufto in England besaß ein altes Ding von ihrer Mutter, welche als Wärmflasche hätte dienen können. Wenn die Juweliere und Uhrenhändler ein Verzeichniß ihrer Abnehmer veröffentlichen wollten, würden manche Familien sich sehr verwundern und wenn alle so gekauften Schmucksachen an die rechtmäßigen Frauen und Töchter der Herrn gelangten, würden die meisten reich daran sein.

Eine Berechnung dieser werthvollen Gegenstände gab

Rebecca die Ueberzeugung (nebst einem Gefühle von Triumph und Selbstbefriedigung), daß sie, wenn das Schlimmste einträte, für den Anfang auf wenigstens sechs bis sieben hundert Pf. rechnen könnte und sie verbrachte den Vormittag damit ihr Eigenthum in der angenehmsten Weise zu ordnen, zu mustern und zu verschließen. Unter den Rechnungen in Rawdons Taschenbuche befand sich auch eine Anweisung für 20 Pf. St. auf Osborne's Bankier. Dies erinnerte sie an Amalien. „Ich will doch gehen, das Geld eincassiren," sagte sie, „und dann der kleinen Emmy einen Besuch machen." — Wenn unser Roman keinen Helden hat, so wollen wir wenigstens auf eine Heldin Anspruch machen. Kein Mann in der brittischen Armee, die abmarschirt war, nicht einmal der große Herzog selbst, konnte Zweifeln und Schwierigkeiten gegenüber kaltblütiger und gefaßter sein als die unerschütterliche kleine Frau des Adjutanten.

Ein Andrer von unsern Bekannten mußte auch zurückbleiben, ein Noncombattant, dessen Gefühle und Benehmen zu erfahren wir ein Recht haben. Es war dies unser Freund, der ehemalige Einnehmer von Boggley Wollah, dessen Ruhe, gleich jener andrer Leute, durch den Hörnerschall am frühen Morgen unterbrochen wurde. Da er ein tüchtiger Schläfer war und sein Bett sehr liebte, so würde er wahrscheinlich bis zu seiner gewöhnlichen Aufstehzeit am Vormittage gelegen haben trotz aller Trommeln und Hörner der brittischen Armee, wenn er nicht gestört worden wäre und zwar nicht durch Georg Osborne, der mit ihm zusammenwohnte und zu sehr mit seinen eige-

nen Angelegenheiten oder mit dem Schmerze über den Abschied von seiner Frau beschäftiget war, als daß er hätte daran denken können, von seinem schlafenden Schwager Abschied zu nehmen, — sondern durch den Capitain Dobbin, der zu ihm kam, ihn weckte und durchaus ihm noch einmal die Hand reichen wollte, ehe er aufbrach.

„Sehr freundlich von Ihnen," sagte Joseph gähnend und wünschte den Capitain dahin, wo der Pfeffer wächst.

„Ich . . ich konnte nicht fortgehen, ohne Abschied zu nehmen, wissen Sie," fuhr Dobbin in sehr unzusammenhängender Weise fort; „Sie wissen, manche von uns kommen vielleicht nicht wieder zurück und ich möchte, wissen Sie . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Joseph, der sich die Augen rieb, der Capitain hörte aber durchaus nichts von dem, was der andre sagte, sah auch den dicken Mann in der Nachtmütze, an dem er so innigen Antheil zu nehmen schien, gar nicht an. Der Heuchler sah und horchte mit aller Spannung nach Georgs Wohnung, ging dabei in dem Zimmer umher, stieß die Stühle um, kauete an den Nägeln und bewies seine große Gemüthsbewegung noch durch andere Zeichen.

Joseph hatte immer nicht viel von dem Capitain gehalten und dachte jetzt von dem Muthe desselben ganz besonders schlecht. „Was kann ich für Sie thun, Dobbin?" fragte er endlich in sarcastischem Tone.

„Ich will Ihnen sagen, was Sie thun können? antwortete der Capitain, welcher an das Bett trat: „wir rücken in einer Viertelstunde aus, Sedley, und es ist möglich, daß

weder Georg zurückkommt noch ich. Verlassen Sie diese Stadt nicht, bis Sie bestimmte Nachricht haben wie es steht. Bleiben Sie hier und sorgen Sie für Ihre Schwester und trösten Sie die Arme und wenn Georg etwas zustößt, so vergessen Sie nicht, daß sie keinen Beschützer in der Welt hat als Sie. Wenn die Armee geschlagen werden sollte, so bringen Sie Ihre Schwester zurück nach England und geben Sie mir Ihr Wort sie nicht zu verlassen. Ich weiß, daß Sie es thun werden; in Geldsachen waren Sie immer freigebig genug. Brauchen Sie Geld? Ich meine, haben Sie Geld genug, um im Unglücksfalle nach England gelangen zu können?"

„Mein Herr," entgegnete Joseph majestätisch, „wenn ich Geld brauche, so weiß ich, wo ich es zu erhalten habe; auch brauchen Sie mir nicht zu sagen, wie ich mich gegen meine Schwester zu benehmen habe."

„Sie sprechen wie ein Mann von Herz," antwortete der Andere gutmüthig, „und ich freue mich, daß Georg sie in so guten Händen lassen kann. So darf ich ihm also Ihr Ehrenwort bringen, daß Sie im Nothfalle bei ihr aushalten werden?"

„Natürlich, natürlich," erwiderte Joseph, dessen Freigebigkeit in Geldsachen Dobbin ganz richtig schätzte.

„Und Sie werden sie sicher aus Brüssel fortbringen, wenn wir eine Niederlage erleiden sollten?"

„Eine Niederlage! Herr, das ist unmöglich. Versuchen Sie nicht mich zu erschrecken!" rief der Herr aus seinem Bette heraus und Dobbin war vollkommen beruhigt, da Joseph so entschlossen über sein Verhalten gegen seine

Schwester gesprochen hatte. „Wenigstens," dachte der Capitain, „ist ihr eine Zukunft gesichert, wenn das Schlimmste eintreten sollte."

Wenn Dobbin erwartete persönliche Beruhigung dadurch zu erlangen, daß er Amalien noch einmal vor dem Abzuge des Regimentes sehe, so wurde sein Eigennutz so gestraft wie er es verdient hatte. Die Thür des Schlafzimmers Josephs führte in das gemeinschaftliche Wohnzimmer und dieser Thür gegenüber befand sich Amaliens Schlafzimmer. Die Hörner hatten alle geweckt und eine Verheimlichung war nicht mehr möglich. Georgs Diener packte in diesem Zimmer ein, Osborne ging ab und zu und gab dem Diener Gegenstände, die er im Felde brauchen zu können glaubte. In diesem Augenblicke hatte Dobbin die Gelegenheit, nach der sein Herz sich sehnte: er erblickte Amaliens Gesicht noch einmal. Aber wie sah dieses Gesicht aus! So bleich, so verzweiflungsvoll, daß die Erinnerung daran ihn später verfolgte wie ein Verbrechen und der Anblick unbeschreibliches Mitleiden in ihm erregte.

Sie trug ein weißes Morgengewand, ihr Haar fiel aufgelöst auf ihre Schultern und ihre großen Augen blickten stier gerade aus. Die Arme, die bei den Vorbereitungen mit helfen und zeigen wollte, daß sie in so kritischem Augenblicke auch nützlich sein könnte, hatte eine Binde Georgs aus dem Commodenkasten genommen, in welchem sie lag, ging ihm mit derselben in der Hand auf allen Tritten nach und sah stumm dem Einpacken zu. Dann kam sie heraus, lehnte sich an die Wand und drückte die Binde an ihr Herz, an dem ihre schweren rothen Fäden aussahen

wie große Blutflecken. Unser weichherziger Capitain empfand bei diesem Anblicke tiefe Reue. „Großer Gott," dachte er, „und nach solchem Schmerze wagte ich zu forschen?" Und es gab keine Hilfe; es konnte ihrer Noth keine Linderung gebracht werden. Einen Augenblick stand er da und sah sie an, vom innigsten Mitleiden ergriffen, wie ein Vater sein leidendes Kind betrachtet.

Endlich nahm Georg Emmy's Hand und führte sie zurück in das Schlafzimmer, aus dem er dann allein zurückkam. Der Abschied hatte in diesem Augenblicke stattgefunden und er ging.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist," dachte Georg indem er, den Degen unter dem Arme, die Treppe hinunter eilte und während er rasch sich auf den Sammelplatz begab, wo das Regiment aufgestellt wurde und wohin von allen Seiten Soldaten und Offiziere gingen, klopften ihm alle Adern, glüheten seine Wangen, denn das große Kriegsspiel sollte ja nun beginnen und er befand sich unter den Mitspielenden. Welche Aufregung von Zweifeln, Hoffnungen und Wonne! Wie viel war da zu gewinnen und zu verlieren! Was waren alle Glücksspiele, in denen er sich versucht hatte, in Vergleich mit diesem? In alle Kämpfe, welche Körperkraft und Muth erfordern, hatte er sich von der Kindheit an mit aller Macht gestürzt. Der Beifall seiner Cameraden hatte ihn überall begleitet; er war aus hundert Wettkämpfen siegreich hervorgegangen und überall, wo er erschienen, hatten Frauen und Männer ihn bewundert und beneidet. Welche Eigenschaften giebt es, für welche der Mann so schnell Beifall gewinnt als die körperlicher Ueber-

legenheit, Thätigkeit und Tapferkeit? Seit undenklichen Zeiten sind Kraft und Muth das Thema der Barden und Dichter gewesen und von der Geschichte Troja's an bis zu unserer herab wählte sich die Dichtkunst stets einen Krieger zum Helden. Weil die Menschen im Herzen Feiglinge sind, so daß sie Tapferkeit so sehr bewundern und militairischen Muth so hoch über jede andere Eigenschaft stellen?

So riß sich Georg, als der Ruf zum Kampfe ertönte, aus den weichen Armen, in denen er geruhet hatte, nicht ohne ein Gefühl der Scham (obgleich seine Frau ihn nicht sehr fest an sich zu fesseln vermocht hatte), daß er sich so lange da habe zurückhalten lassen. Derselbe Eifer, dasselbe brennende Verlangen zeigte sich unter allen andern seiner Freunde, die wir gelegentlich gesehen haben, von dem alten Major an, der das Regiment in die Schlacht führte, bis zu dem kleinen Fähndrich Stubble, welcher die Fahne an diesem Tage tragen sollte.

Die Sonne ging eben auf als der Marsch begann — es war ein herrlicher Anblick — das Musikcorps ging voraus und spielte den Regimentsmarsch, dann kam der commandirende Major auf Pyramus, seinem starken Schlachtrosse, darauf folgten die Grenadiere mit ihrem Hauptmanne an der Spitze — in der Mitte die Fahne, getragen von dem ältesten und jüngsten Fähndrich — dann Georg an der Spitze seiner Compagnie. Er sah empor, lächelte Amalien zu und schritt weiter; selbst der Klang der Musik erstarb allmälig.

Sechstes Kapitel.

Joseph Sedley sorgt für seine Schwester.

Da alle höheren Offiziere zu ihrer Pflicht an einen andern Ort berufen waren, so blieb unserm Freunde Joseph der Oberbefehl über die kleine Colonie in Brüssel mit der kranken Amalie, Isidor, seinem belgischen Diener und der Bonne, die das Mädchen für alles in der kleinen Haushaltung war. Ob er gleich etwas beunruhigt und sein Schlaf durch die Störung durch den Capitain Dobbin und die Vorfälle am Morgen unterbrochen worden war, blieb Joseph doch viele Stunden im Bette und wälzte sich schlaflos in demselben umher, bis seine gewöhnliche Aufstehezeit kam. Die Sonne stand hoch am Himmel und unsere tapfern Freunde von dem . . . Regimente waren schon meilenweit fort, als der Civilist in seinem geblümten Schlafrocke zum Frühstück erschien.

Ueber Georgs Abwesenheit fühlte sein Schwager eben keinen Kummer. Vielleicht that es ihm im Herzen sogar wohl, daß Osborne fort war, denn er hatte während der Anwesenheit Georgs eine sehr untergeordnete Rolle in dem Hause gespielt und Osborne sich nicht gescheut seine Geringschätzung gegen den dicken Exeinnehmer offen zur Schau zu tragen. Emmy dagegen war immer freundlich und aufmerksam gegen ihn gewesen. Sie sorgte in Allem für seine Bequemlichkeit, verschaffte ihm die Gerichte, die er am liebsten aß, ging und fuhr mit ihm spazieren (und sie hatte viel, zu viele Gelegenheiten dazu, denn wo war Georg?) und stellte sich mit ihrer

Freundlichkeit und Liebe zwischen seinen Aerger und Georgs Groll. Sie hatte ihrem Manne auch viele sanfte Vorstellungen zu Gunsten ihres Bruders gemacht, denn der Erstere schnitt freilich ihre Bitten dieser Art in seiner großen Weise immer kurz ab. „Ich bin ein offener Mensch," sagte er, „und was ich fühle, das zeige ich, wie es einem ehrlichen Manne zukommt. Wie kannst Du verlangen, liebe Frau, daß ich mich achtungsvoll gegen einen solchen Narren betragen soll wie es Dein Bruder ist?" — So sah also Joseph Georgs Abwesenheit nicht ungern. „Er wird mich diesen Vormittag nicht stören," dachte er, „mit seinem Stutzerwesen und seiner Keckheit."

Der Civilhut und die Handschuhe Georgs lagen noch da.

„Trage den Hut des Capitains ins Vorzimmer," sagte er zu Isidor.

„Vielleicht braucht er ihn nicht wieder," bemerkte der Diener, der seinen Herrn pfiffig ansah. Er haßte Georg auch, da dieser ihn stets mit englischer Grobheit behandelt hatte.

„Und frage, ob Madame zu Frühstück kommt," sagte Sedley höchst majestätisch, der sich scheute mit dem Bedienten über seine Abneigung gegen Georg zu sprechen, ob er gleich seinen Schwager oftmals gegen den Bedienten heruntergesetzt hatte.

Ach „Madame" konnte nicht zum Frühstück kommen. Sie war viel zu unwohl und hatte sich seit der Abreise ihres Mannes in einem entsetzlichen Zustande befunden, wie die Bonne sagte. Joseph bewies seine Theilnahme indem er ihr eine große Tasse voll Thee einschenkte. Es

war das seine Art Freundlichkeit zu zeigen. Er ging diesmal sogar noch weiter: er schickte ihr nicht nur Frühstück, sondern überlegte sogar, welche Delicatessen sie Mittags am liebsten essen würde.

Der Diener Isidor hatte sehr mürrisch zugesehen, während Osborne's Diener das Gepäck seines Herrn vor dem Aufbruche desselben ordnete, denn erstlich haßte er Osborne, der sich gegen ihn, wie gegen alle Untergebenen im Allgemeinen sehr hochfahrend benahm und zweitens grollte er, daß ihm so viele werthvolle Dinge unter den Händen weggenommen werden sollten, damit sie andern Leuten bei der Niederlage der Engländer zufallen müßten. An dieser Niederlage zweifelte er und sehr viele andre Leute in Brüssel und Belgien nicht im mindesten. Man glaubte allgemein, der Kaiser werde die preußischen und englischen Heere trennen, das eine nach dem andern vernichten und ehe drei Tage vergingen in Brüssel einrücken, bei welcher Gelegenheit alle bewegliche Habe seiner jetzigen Herrschaft, die entweder getödtet werden, entfliehen und in Gefangenschaft gerathen müßten, mit Recht ein Eigenthum des Herrn Isidor werden würde.

Während er Joseph bei der mühsamen und complicirten täglichen Toilette Hilfe leistete, berechnete dieser treue Diener, was er wohl eben mit den Gegenständen anfange, mit welchen er die Person seines Herrn jetzt schmückte. Die silbernen Essenzfläschchen und den Toilettekram wollte er einem jungen Mädchen schenken, die ihm gefiel, dagegen die englischen Messer und die Nadel mit dem großen Rubin für sich selbst behalten. Er glaubte, daß sie auf

einem der feinen Hemden recht gut aussehen würde, die ihn mit der goldbetreßten Mütze und dem Schnurenrocke, da er solche leicht für sich passend könnte machen lassen, mit des Capitains Goldknopfstock und dem großen Ring mit den Rubinen, die er zu einem Paar Ohrringen verwenden lassen wollte, zu einem wahren Adonis machen und Mlle. Reine zu einer leichten Beute machen dürften. „Wie diese Hemdknöpfe mir passen werden!" dachte er als er ein Paar an die dicken feisten Handgelenke Herrn Sedley's befestigte. „Nach Hemdeknöpfen sehne ich mich schon lange und des Capitains Stiefeln mit den Sporen im nächsten Zimmer, corbleu! wie werden sie sich in der Allée Verte gut ausnehmen!" Während so Isidor buchstäblich seinen Herrn an der Nase hielt und den untern Theil des Gesichts Josephs rasirte, sah er sich im Geiste im Schnurenrocke mit Mlle. Reine in der grünen Allée hinwandern, schlenderte an den Ufern umher, sah die Böte langsam in dem kühlen Schatten der Bäume auf dem Canale hinschwimmen oder erquickte sich mit einem Kruge Faro auf der Bank eines Bierhauses auf der Straße nach Laeken.

Zum Glücke für seinen Frieden wußte Joseph Sedley eben so wenig von dem was in der Seele seines Dieners vorging als der verehrte Leser und ich wissen, was Johann oder Marie, deren Lohn wir bezahlen, von uns denken. Was unsere Dienstleute von uns denken! Wüßten wir nur, was unsere Freunde und lieben Verwandte von uns denken, so würden wir in einer Welt leben, die wir sicher mit Vergnügen verließen und in einer Gemüthsstimmung,

in einer fortwährenden Angst, die völlig unerträglich sein dürften. So bezeichnete Josephs Diener sein Opfer, wie irgend ein Diener des Herrn Paynter in London einer Schildkröte auf dem Rücken ein Bret mit den Worten befestiget: „Suppe für morgen."

Amaliens Dienerin war weit weniger selbstsüchtig gesinnt. Wenige Leute konnten sich dem freundlichen milden Wesen nähern, ohne der sanften und liebevollen Natur desselben ihren gewöhnlichen Tribut von Treue und Zuneigung zu bezahlen. Pauline, die Köchin, tröstete wirklich ihre Herrin mehr als irgend Jemand, der sie an diesem unseligen Morgen sah, denn als sie sah, daß Amalie Stunden lang schweigend, bewegungslos, mit stierem Blicke an dem Fenster stehen blieb, an welches sie sich gestellt hatte, um die letzten Bajonette der Colonne zu sehen, ergriff sie die Hand der Dame und sagte: „Tenez, Madame, est-ce quil-n'est pas aussi à l'armée mon homme à moi?" Dabei brach sie in Thränen aus, Amalie, die ihr in die Arme sank, that es gleichfalls und so bedauerten und trösteten sie beide einander.

Mehrmals an dem Vormittage ging Josephs Isidor aus der Wohnung in die Stadt, sowie an die Hôtels und andere Häuser, in welchen Engländer wohnten, mischte sich da unter die andern Diener, Lackeien 2c., sammelte so die einlaufenden Gerüchte und brachte dieselben für seinen Herrn zurück. Fast alle diese Leute waren im Herzen Anhänger des Kaisers und hatten ihre Ansichten von der schnellen Beendigung des Feldzuges. Die Proclamation

des Kaisers von Avesnes war in Brüssel überall in Menge vertheilt worden. „Soldaten,“ hieß es darin, „es ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, wo die Geschicke Europas zweimal entschieden wurden. Damals wie nach Austerlitz, nach Wagram waren wir zu edelsinnig. Wir glaubten den Eiden und Betheuerungen von Fürsten, die wir auf ihren Thronen bleiben ließen. Sind wir und sie nicht noch immer dieselben Männer? Soldaten, dieselben Preußen, die heute so prahlerisch auftreten, standen in Jena drei gegen einen gegen Euch und bei Montemirail sechs gegen einen. Diejenigen unter Euch, welche Gefangene in England waren, können ihren Cameraden erzählen, welche entsetzlichen Qualen sie auf den englischen Gefangenschiffen erduldeten. Ein Augenblick des Glückes hat die Wahnsinnigen verblendet und wenn sie in Frankreich einrücken, werden sie da ihr Grab finden.“ Aber die Anhänger der Franzosen prophezeieten eine noch schnellere Vertilgung der Feinde des Kaisers und einstimmig war man der Meinung, daß die Preußen und Engländer nie wiederkehren würden außer etwa als Gefangene im Gefolge der siegreichen Armee.

Diese Ansichten wirkten den Tag über auf Sedley. Man erzählte ihm, der Herzog von Wellington hätte seine Armee zu sammeln versucht, deren Vortrab in der Nacht vorher fast gänzlich vernichtet worden wäre.

„Vernichtet? Bah!“ sagte Joseph, dessen Muth beim Frühstück ziemlich fest war. „Der Herzog ist ausgerückt,

um den Kaiser zu schlagen, wie er dessen Generäle sämmtlich vorher geschlagen hat.

„Seine Papiere sind verbrannt, seine Effecten weggeschafft und seine Wohnung ist für den Herzog von Dalmatien eingerichtet worden," antwortete der Erzähler. „Ich habe es von seinem eignen maître d'hôtel. Die Leute des Herzogs von Richmond packen auch alles ein. Se. Gnaden ist bereits entflohen und die Herzogin wartet immer noch auf das Einpacken des Silbergeschirres, um sich dem Könige von Frankreich in Ostende anzuschließen.

„Der König von Frankreich ist in Gent," erwiderte Joseph, der sich ungläubig stellte.

„In voriger Nacht ist er nach Brügge geflohen und heute schifft er sich von Ostende ein. Der Herzog von Berry ist gefangen genommen worden. Wer auf seine Sicherheit bedacht sein will, wird wohl thun sich bald aufzumachen, denn morgen werden die Dämme durchstochen und wer kann fliehen, wenn das ganze Land unter Wasser steht?"

„Dummes Zeug! Wir sind drei gegen einen gegen jede Macht, welche Bonaparte ins Feld stellen kann," warf Sedley ein. „Die Oesterreicher und Russen rücken bereits heran. Er muß und wird erdrückt werden," sagte er während er mit der Hand auf den Tisch schlug.

„Bei Jena waren die Preußen auch dreimal stärker und er überwand ihr Heer und ihr Land in einer Woche. Bei Montmirail waren sie sechsmal stärker und er trieb

sie vor sich her wie eine Heerde Schaafe. Die österreichische Armee kommt allerdings, aber die Kaiserin und der König von Rom stehen an ihrer Spitze. Die Russen? Die Russen werden sich zurückziehen. Den Engländern wird kein Pardon gegeben wegen ihrer Grausamkeit gegen unsre Tapfern auf ihren schändlichen Pontons. Sehen Sie, da steht es Schwarz auf Weiß. Hier ist die Proclamation Sr. Majestät des Kaisers und Königs," sagte der nun erklärte Anhänger Napoleons, nahm das Actenstück aus der Tasche, hielt es seinem Herrn vor das Gesicht und sah den Schnurenrock und das Andre bereits für seine rechtmäßige Beute an.

Joseph war, wenn auch noch nicht ernstlich beunruhiget, doch wenigstens in seiner Sicherheit etwas wankend gemacht. „Meinen Rock und meine Mütze!" sagte er. „Ich werde selbst ausgehen und mich nach der Wahrheit dieser Gerüchte erkundigen." Isidor war wüthend als Joseph den Rock anzog. „Mylord würden besser thun, wenn Sie nicht in diesem militairischen Anzuge ausgingen," sagte er; „die Franzosen haben geschworen, auch nicht einem englischen Soldaten Pardon zu geben."

„Schweigen Sie!" gebot Joseph noch immer mit entschlossener Miene während er den Arm in den Aermel steckte. Bei dieser heroischen That traf ihn Mrs. Rawdon Crawley, welche eben erschien, um Amalien einen Besuch zu machen und ohne zu klingeln durch die Vorzimmerthür eintrat.

Rebecca war wie gewöhnlich sehr nett gekleidet; ihr

ruhiger Schlaf nach dem Abschiede ihres Mannes hatte sie erquickt und ihre lächelnden von leichtem Roth angehauchten Wangen sahen ganz lieblich aus in einer Stadt und an einem Tage, wo Aller Angesicht besorgt und betrübt erschien. Sie lachte über die Stellung, in welcher sie Joseph überraschte, sowie über die zuckenden Anstrengungen, mit denen er sich in seinen Schnurenrock warf.

„Wollen Sie zur Armee gehen, Herr Sedley?" fragte sie. „Soll Niemand zum Schutze der armen Frauen in Brüssel bleiben?" Joseph gelangte endlich in den Rock hinein, trat ihr erröthend entgegen und stammelte Entschuldigungen. Auch fragte er, wie es ihr nach den Ereignissen dieses Morgens und der Ermüdung von dem Balle in der Nacht vorher ergehe? Isidor verschwand in seines Herrn anstoßendes Schlafzimmer, in welches er den geblümten Schlafrock trug.

„Sie sind sehr freundlich, sich darnach zu erkundigen," antwortete sie indem sie eine seiner Hände in ihren beiden drückte. „Wie ruhig und gefaßt Sie aussehen, während doch Jedermann in ängstlicher Besorgniß ist! Wie geht es unsrer lieben Emmy? Es muß ein entsetzlicher Abschied gewesen sein."

„Ein fürchterlicher," bestätigte Joseph.

„Ihr Männer könnt Alles ertragen," fuhr die Dame fort. „Scheiden und Gefahr ist nichts für Euch. Gestehen Sie nur, daß Sie auch zur Armee reisen und uns unserem Schicksale überlassen wollten. Ich weiß es; mir sagt es ein ahnendes Gefühl. Ich erschrak so sehr, als mir dies

in den Sinn kam (denn ich denke bisweilen an Sie, Herr Sedley, wenn ich allein bin!), daß ich sogleich mich aufmachte, um Sie zu bitten und zu beschwören, uns nicht zu verlassen."

Diese Rede konnte so erklärt werden: „Lieber Herr, wenn der Armee ein Unfall begegnen und ein Rückzug nöthig werden sollte, so haben Sie einen sehr bequemen Wagen, in welchem ich einen Platz finden möchte." Ob Joseph die Worte so verstand, weiß ich nicht, aber sehr unzufrieden war er damit, daß die Dame ihm während ihres Aufenthaltes in Brüssel so sehr wenig beachtet hatte. Niemals war er einem der vornehmen Bekannten Crawley's vorgestellt, kaum einmal zu Rebecca's Gesellschaften eingeladen worden, denn er war zu schüchtern um viel zu spielen und seine Anwesenheit belästigte Georg und Rawdon in gleicher Weise, weil sie beide keinen Zeugen bei ihren Unterhaltungen haben mochten. „Ach," dachte Joseph, „da sie mich braucht, kommt sie zu mir. Wenn sonst Niemand da ist, kann sie an den alten Joseph Sedley denken." Trotzdem fühlte er sich durch die Aeußerungen Rebecca's über seinen Muth geschmeichelt.

Er erröthete stark und nahm eine wichtige Miene an. „Ich möchte die Schlacht wohl gern mit ansehen," sagte er. „Gewiß wünscht sich das jeder Mann von Muth. Allerdings habe ich in Indien manches gesehen, aber doch nicht in so großem Maßstabe."

„Ihr Männer seid doch im Stande einem Vergnügen Alles zu opfern," antwortete Rebecca. „Der Rittmeister Crawley verließ mich diesen Morgen so wohlgemuth als

ginge er zu einer Jagdpartie. Was kümmert er sich, was kümmert irgend ein Mann sich um die Leiden und Schmerzen eines armen verlassenen Weibes! (Ob dieser dicke träge Gutschmecker wohl wirklich zur Armee zu reisen im Stande wäre?) Ach, lieber Herr Sedley, ich suche Trost bei Ihnen. Den ganzen Morgen habe ich auf den Knieen gelegen. Ich zittere bei dem Gedanken an die entsetzliche Gefahr, welcher unsere Männer, unsere Freunde, unsere braven Truppen und Verbündeten entgegengehen und komme zu Ihnen, um Schutz zu suchen. Leider finde ich da einen andern Freund, den letzten, der mir geblieben ist, im Begriffe sich ebenfalls auf jenen entsetzlichen Schauplatz zu begeben."

„Meine werthe Dame," entgegnete Joseph, der bereits fast ganz ausgesöhnt war, „lassen Sie sich nicht beunruhigen. Ich sagte nur, ich möchte wohl hingehen, — welcher Engländer wünschte das nicht? — aber meine Pflicht hält mich hier fest, denn ich kann doch die Arme in dem nächsten Zimmer da nicht verlassen." Und er deutete mit dem Finger auf die Thür des Zimmers, in welchem sich Amalie befand.

„Guter, edeler Bruder!" sagte Rebecca indem sie das Taschentuch auf ihre Augen hielt und an der Eau de Cologne roch, mit dem es befeuchtet war. „Ich habe Ihnen Unrecht gethan; Sie haben ein Herz. Ich zweifelte daran."

„O, auf Ehre!" entgegnete Joseph indem er eine Bewegung machte als wolle er die Hand auf die fragliche Stelle legen, „Sie thun mir wahrhaftig Unrecht — meine theure Mrs. Crawley."

„Ich that es, da Ihr Herz Ihrer Schwester treu bleibt, aber — vor zwei Jahren war es falsch gegen mich," sagte Rebecca indem sie ihre Augen kurze Zeit auf ihm ruhen ließ und sich dann nach dem Fenster wendete.

Joseph erröthete außerordentlich und das Organ, welches ihm Rebecca abzusprechen gewagt hatte, begann ungestüm zu klopfen. Er gedachte an die Tage, als er vor ihr geflohen war, an die Liebe, die sie in ihm damals entzündet hatte, an die Tage, an welchen er mit ihr in seinem Wagen gefahren war, als sie die seidene grüne Börse für ihn gestrickt und er entzückt auf ihren weißen Arm und ihre blitzenden Augen geblickt hatte.

„Ich weiß, Sie halten mich für undankbar," fuhr Rebecca fort indem sie von dem Fenster zurückkam, ihn wiederum ansah und ihn mit leiser bebender Stimme anredete. „Ihre Kälte, Ihre abgewendeten Blicke, Ihr Benehmen, wann wir in der letzten Zeit einander begegneten und als ich jetzt herein kam, alles beweiset es mir. Gab es aber keine Gründe für mich Sie zu meiden? Ihr Herz mag selbst darauf antworten. Glauben Sie, mein Mann würde Sie sehr gern gesehen haben? Die einzigen unfreundlichen Worte, die ich jemals von ihm habe hören müssen (diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen) betrafen Sie und jene Worte waren grausam, sehr grausam."

„Mein Gott, was habe ich gethan?" fragte Joseph im höchsten Entzücken und in der größten Verlegenheit. „Was habe ich gethan, um ...?"

„Ist Eifersucht nichts?" entgegnete Rebecca. „Er macht mich Ihretwegen sehr unglücklich und doch gehört

mein Herz ihm ganz, was auch .. früher geschehen sein mag. Jetzt bin ich unschuldig; bin ich es nicht, Herr Sedley?"

Josephs Blut jagte in Entzücken durch seinen dicken Körper, während er das Opfer seiner Reize musterte. Ein Paar geschickte Worte, ein Paar zärtliche Blicke zu rechter Zeit und sein Herz war von neuem entflammt, seine Zweifel, sein Argwohn vergessen. Sind denn aber nicht viel klügere Männer von Salomo bis auf unsere Zeiten durch Frauen bethört worden? „Wenn das Schlimmste geschieht, so ist mein Rückzug gesichert," dachte Rebecca, „und ich bekomme den besten Platz in dem Wagen."

Wer weiß, zu welchen Liebesbetheuerungen und Freundschaftsversicherungen die stürmische Leidenschaft Josephs geführt haben würde, wenn nicht der Diener Isidor in diesem Augenblicke wieder erschienen wäre und sich allerlei zu schaffen gemacht hätte. Joseph, der eben ein Geständniß hervorstammeln wollte, erstickte fast von der Aufregung, die er nun mit Gewalt niederhalten mußte. Auch hielt es Rebecca für gerathen, nun zu ihrer lieben Amalie zu gehen und sie zu trösten. „Au revoir," sagte sie mit einem Kußhändchen gegen Joseph und klopfte leise an die Thür der Schwester desselben. Während sie eintrat und die Thür hinter sich zumachte, sank er auf einen Stuhl und stierte ihr nach und seufzete und athmete schwer. „Dieser Rock ist sehr eng für Mylord," sagte Isidor, der die Augen von den Borten und Schnuren nicht abwendete, aber sein Herr hörte ihn nicht; seine Gedanken waren anderswo, bald erfüllten sie ihn mit Glut bei der Erinnerung an die bezau-

bernde Rebecca, bald mit schuldvoller Angst vor dem eifersüchtigen Rawdon Crawley mit dem wilden gedrehten Schnauzbarte und den fürchterlichen geladenen Duellpistolen.

Amalie erschrak bei dem Eintreten Rebecca's so heftig, daß sie zurückfuhr. Sie erinnerte sie an die Welt und an das was am vorigen Tage geschehen war. In der überwältigenden Besorgniß um das Heute hatte sie Rebecca, Eifersucht, alles vergessen außer daß ihr Gatte fort und in Gefahr war. Auch wir haben es vermieden in dieses trauer- und schmerzensreiche Zimmer zu treten bis dies kecke Weltkind erschien und den Zauber brach. Wie lange hatte die unglückliche junge Frau auf ihren Knieen gelegen! Wie viele Stunden hatte sie da in stummem Gebete verbracht! Die Kriegsberichtschreiber, die glänzende Erzählungen von Kampf und Sieg verfassen, melden davon nichts. Dies sind zu gemeine Theile des Triumphs und unter dem Jubelgeschrei in dem großen Siegeschor hört man die Wehklagen der Wittwen und das Schluchzen der Mütter nicht.

Nach der ersten Regung des Entsetzens in der Seele Amaliens — als Rebecca's grüne Augen auf ihr ruheten und sie in frischer Seide, geputzt, mit ausgebreiteten Armen auf sie zukam — folgte ein Gefühl des Zornes und ihr früher leichenbleiches Gesicht färbte sich glühend roth, auch erwiderte sie bald darauf Rebecca's Blicke mit einer Festigkeit, welche ihre Nebenbuhlerin überraschte und fast in Verlegenheit brachte.

„Theuerste Amalie, Sie sind sehr unwohl,“ sagte

Rebecca indem sie die Hand ausstreckte, um die Amaliens zu erfassen. „Ich fand keine Ruhe zu Hause, ich mußte kommen und sehen, wie Sie sich befinden.“

Amalie zog ihre Hand zurück, — niemals in ihrem Leben hatte die sanfte Seele sich gesträubt eine Versicherung der Zuneigung zu glauben oder dieselbe zu erwidern; — aber jetzt zog sie die Hand zurück und zitterte an allen Gliedern. „Warum kommen Sie, Rebecca?“ fragte sie und sah sie mit ihren großen Augen an.

Diese Blicke beunruhigten die Andere. „Sie muß es gesehen haben, daß er mir auf dem Balle den Brief gab. dachte sie. „Beruhigen Sie sich, liebe Amalie,“ fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „ich wollte nur sehen, ob ich könnte . . ., ob Sie wohl wären.“

„Sind Sie wohl?“ fragte Amalie. „Sie sind es gewiß. Sie lieben ja Ihren Mann nicht. Wenn Sie ihn liebten, würden Sie nicht hier sein. Sagen Sie mir, Rebecca, habe ich mich gegen Sie jemals anders als freundlich gezeigt?“

„Gewiß nicht, Amalie,“ entgegnete die Andere, die noch immer nicht auffsah.

„Wer war Ihre Freundin, Ihre Schwester als Sie ganz arm waren? Sie sahen uns alle in glücklicheren Tagen, ehe er mich heirathete. Damals war ich ihm Alles; würde er ernst sein Vermögen, seine Familie aufgegeben haben, wie so es gethan hat, um mich glücklich zu machen? Warum traten Sie zwischen meine Liebe und mich? Wer sandte Sie die zu trennen, welche Gott vereiniget hat und das Herz meines geliebten Mannes mir zu entfremden? Glauben

Sie, daß Sie ihn lieben könnten wie ich ihn liebe? Sein Liebe war für mich alles. Sie wußten es und deshalb wollten Sie auch dieselbe rauben. Schämen Sie sich, Rebecca, böse, gottlose Frau, falsche Freundin, falsches Weib!"

„Amalie, ich betheure vor Gott, daß ich mich gegen meinen Mann nicht vergangen habe," sagte Rebecca indem sie sich von ihr abwendete.

„Haben Sie sich aber nicht gegen mich vergangen, Rebecca? Wenn es Ihnen auch nicht gelungen ist, den Versuch haben Sie gemacht. Fragen Sie Ihr Herz, ob ich nicht Recht habe."

Sie weiß noch nichts, dachte Rebecca.

„Er kam zurück zu mir. Ich wußte es, daß er es thun würde. Ich wußte, daß keine Falschheit, keine Schmeichelei ihn lange von mir fern halten könnte. Ich wußte, daß er wieder kommen würde. Ich betete zu Gott darum."

Die arme Frau sprach diese Worte mit einem Muthe und einer Geläufigkeit, welche Rebecca nie vorher gesehen hatte. „Was aber habe ich Ihnen gethan," fuhr sie in kläglicherem Tone fort, „daß Sie versuchten mir sein Herz zu entwenden? Ich habe ihn ja kaum erst sechs Wochen. Diese wenigstens hätten sie mir ungestört gönnen sollen. Aber nein, vom ersten Tage unserer Verheirathung an kamen Sie und suchten unsere Ehe zu stören. Jetzt ist er fort und Sie kommen wohl, um zu sehen wie unglücklich ich bin?" Dann fuhr sie fort: „Sie haben mich in den letzten vierzehn Tagen unglücklich genug gemacht und hätten mich heute wenigstens schonen können."

„Ich . . ich kam,“ fiel Rebecca ein, „niemals hierher, um . .“

„Nein. Sie kamen nicht hierher. Sie lockten ihn fort . . Sind Sie gekommen, um ihn von mir zu reißen?“ fuhr sie in leidenschaftlicherem Tone fort. „Er war hier, aber nun ist er fort. Da hier auf dem Sopha saß er . . berühren Sie es nicht! Wir saßen beide da und sprachen mit einander. Ich saß auf seinem Knie, ich hatte meinen Arm um ihn geschlungen und wir sagten: „unser Vater.“ Ja, er war hier und Sie kamen und holten ihn, aber er versprach mir wieder zu kommen.“

„Er wird wieder kommen, liebe Amalie,“ sagte Rebecca unwillkürlich gerührt.

„Sehen Sie da seine Schärpe,“ fuhr Amalie fort. „Ist die Farbe nicht schön?“ und sie erfaßte die Troddeln und küßte sie. Sie hatte sie früher schon umgeschlungen. Sie vergaß dabei ihren Zorn, ihre Eifersucht, sogar scheinbar die Anwesenheit ihrer Nebenbuhlerin, denn sie ging schweigend, fast mit einem Lächeln auf den Lippen, an das Bett und begann das Kissen Georgs glatt zu streichen.

Rebecca ging auch schweigend fort. „Wie geht es Amalien?“ fragte Joseph, der noch immer in derselben Stellung auf dem Stuhle saß.

„Es sollte Jemand bei ihr bleiben,“ antwortete Rebecca. „Sie scheint recht krank zu sein,“ und sie ging mit sehr ernstem Gesichte fort und schlug die dringenden Bitten Sedley's ab noch länger zu bleiben und an dem Mahle Theil zu nehmen, das er bestellt hatte.

Rebecca war von Herzen gutmüthig und gefällig, auch

10*

liebte sie Amalien wirklich. Waren doch selbst die harten Worte derselben, trotz den Vorwürfen, die sie enthielten, Complimente für sie, — die Klagelaute einer Person, die ihre Niederlage schmerzlich empfindet. Als sie Mrs. O'Dowd traf, welche in den Predigten ihres Vetters keinen Trost gefunden hatte und trostlos in dem Park umherging, redete sie dieselbe zu deren Verwunderung an, da sie an solche Beweise der Artigkeit von Seiten der Mrs. Rawdon Crawley nicht gewöhnt war, erzählte ihr, daß die kleine Osborne sich in dem verzweifelsten Zustande befinde und vor Gram fast wahnsinnig sei, und veranlaßte so die gutmüthige Irländerin sofort zu ihrer jungen Freundin zu gehen, um sie zu trösten.

„Ich habe eigene Sorge genug," sagte Mrs. O'Dowd ernst, „und glaubte nicht, daß die arme Amalie heute Gesellschaft brauchen könnte; wenn es aber so schlimm mit ihr steht als Sie sagen und Sie können nicht bei ihr bleiben, so will ich hingehen und zusehen, ob ich ihr irgendwie nützlich sein kann. Guten Morgen, Madame!" Damit und mit leichtem Kopfnicken verabschiedete sich die Frau mit der Repetiruhr von Mrs. Crawley, deren Gesellschaft sie keineswegs suchte.

Rebecca sah ihr lächelnd nach. Sie besaß das feinste Gefühl für das Lächerliche und der pathetische Blick, welchen ihr die hinweggehende O'Dowd über die Achsel zurück zuwarf, erschütterte die Ernsthaftigkeit der Mrs. Crawley fast ganz. „Ihre Dienerin, meine Schöne," dachte die Majorin, „und ich freue mich, Sie so wohlgemuth zu sehen. — Sie werden sich die Augen nicht roth weinen." Mit die-

sen Gedanken schritt sie schnell weiter und bald erschien sie in der Wohnung Osbornes.

Die arme Amalie stand noch immer an dem Bett, an welchem Rebecca sie verlassen hatte und sie war wirklich fast wahnsinnig vor Gram. Die Majorin, eine Frau von stärkerer Seele, that was sie vermochte, ihre junge Freundin zu trösten. „Sie müssen sich aufraffen, liebes Kind," sagte sie freundlich; „er darf Sie nicht krank finden, wenn er nach dem Siege sich nach Ihnen erkundigen lässet. Sie sind ja auch nicht die einzige Frau, die heute in Gottes Hand steht."

„Ich weiß es. Ich bin sehr gottlos, sehr schwach," sagte Amalie. Sie kannte ihre eigene Schwäche recht wohl. Die Anwesenheit ihrer entschlossenen Freundin trat derselben aber entgegen und sie befand sich in dieser Gesellschaft deshalb wohler. Sie blieben so bei einander bis um zwei Uhr; ihre Herzen aber waren bei der Colonne, die weiter und weiter marschirte. Entsetzlicher Zweifel und Angst — Gebete und unaussprechlicher Gram folgten dem Regimente. Es war der weibliche Tribut an den Krieg. Er legt beiden Geschlechtern gleich schwere Opfer auf, denn er nimmt das Blut der Männer und die Thränen der Frauen.

Halb drei Uhr trat ein Ereigniß ein, welches jeden Tag für Herrn Sedley von großer Wichtigkeit war, die Essenszeit. Soldaten mögen kämpfen und fallen, er muß essen. Er kam in Amaliens Zimmer, um zu sehen, ob er sie überreden könnte sein Mahl zu theilen. „Versuche es," sagte er, „die Suppe ist sehr gut. Versuche

es, Emmy," und er küßte ihr die Hand. Dies hatte er, ausgenommen an ihrem Hochzeitstage, seit vielen Jahren nicht gethan; „Du bist sehr gütig und freundlich, Joseph," sagte sie. „Jedermann ist es, aber, wenn Du erlaubst, will ich heute in meinem Zimmer bleiben."

Der Geruch der Suppe kam indeß dem Geruchsorgane der Mrs. O'Dowd sehr verlockend vor und sie glaubte deshalb Joseph wohl Gesellschaft leisten zu können. Sie setzten sich also beide an den Tisch. „Gott segne das Mahl!" sagte die Majorin feierlich und sie dachte dabei an ihren Mann, der an der Spitze des Regiments ritt. „Die armen Teufel werden heute nicht viel zu beißen bekommen," sagte sie mit einem Seufzer und dann langte sie mit philosophischer Ruhe zu.

Mit dem Essen erhob sich Josephs Muth wieder. Er wollte auf das Wohl des Regimentes trinken oder irgend einen andern Vorwand gebrauchen, um sich ein Glas Champagner schmecken zu lassen. „Wir trinken O'Dowds und — des tapfern — Regiments Wohl!" sagte er mit einer artigen Verbeugung gegen die Dame." Schenken Sie der Mrs. O'Dowd ein, Isidor."

Mit einem Male zuckte Isidor zusammen und die Majorin legte Messer und Gabel hin. Die Fenster standen offen und sahen nach Süden und aus dieser Richtung her kam über die sonnigen Dächer ein ferner dumpfer Schall. „Was ist's?" fragte Joseph. Warum schenken Sie nicht ein?"

„C'est le feu!" antwortete Isidor indem er auf den Balcon trat.

„Gott steh' uns bei; das sind Kanonen!“ rief Mrs. O'Dowd aus indem sie aufsprang und auch an das Fenster eilte. Aus andern Fenstern hätte man tausend bleiche, angstvolle Gesichter blicken sehen können und gleich darauf schien die ganze Bevölkerung der Stadt auf die Straßen zu eilen.

Siebentes Kapitel.

Joseph ergreift die Flucht und der Krieg nimmt ein Ende.

Wir in der friedlichen City von London haben niemals ein solches Schauspiel der Verwirrung und Bestürzung gesehen, wie es Brüssel gewährte — und gebe Gott, daß wir es niemals da erleben! Von allen Seiten eilte man dem Thore von Namur zu, weil von dieser Seite her das dumpfe Getöse kam und manche eilten auf der Chaussée hin, um so bald als möglich irgend eine Nachricht von der Armee zu erhalten. Jedermann fragte seinen Nachbar nach Neuigkeiten und selbst vornehme englische Lords und Ladies ließen sich herab mit Personen zu sprechen, die sie nicht kannten. Die Freunde der Franzosen gingen in großer Aufregung umher und prophezeiheten den Sieg ihres Kaisers. Die Kaufleute schlossen ihre Locale und vergrößerten die umherstehenden neugierigen Gruppen. Frauen stürzten nach den Kirchen, drängten sich in die Kapellen, und knieten und beteten auf den Steinplatten und Stufen. Unterdessen dröhnte der dumpfe Donner der Kanonen ununterbrochen fort. Wagen mit Reisenden fingen an die

Stadt zu verlassen und fuhren rasch durch das Genter Thor. Man nahm die Prophezeihungen der Anhänger der Franzosen allmälig für Thatsachen. „Er hat die Heere durchbrochen,“ hieß es. „Er marschirt gerade auf Brüssel zu. Er wird die Engländer werfen und Abends hier sein.“ — „Er wird die Engländer werfen,“ schrie Isidor seinem Herrn zu, „und Abends hier sein.“ Er eilte bald auf die Straße hinunter, bald wieder in die Wohnung zurück und kam jedesmal mit neuen Einzelnheiten von dem Unglücke. Josephs Gesicht wurde bleicher und bleicher, denn die Angst begann sich des dicken Civilisten zu bemächtigen. So viel er auch Champagner trank, er brachte ihm den Muth nicht zurück. Ehe die Sonne unterging war er in einen Zustand versetzt, an dem sich Isidors Augen weideten, denn er rechnete nun sicher auf die Beute des Inhabers des Schnurenrockes.

Die Frauen waren diese ganze Zeit über nicht zugegen. Nachdem die rüstige Majorin eine kurze Zeit auf den Kanonendonner gehört hatte, dachte sie an ihre Freundin in dem Nebenzimmer und eilte dahin, um Amalien wo möglich zu trösten. Der Gedanke, daß sie dies hilflose sanfte Wesen zu schützen habe, erhöhete den natürlichen Muth der braven Irländerin noch mehr. Sie verbrachte so fünf Stunden neben ihrer Freundin, der sie bald Vorstellungen machte, bald freundlich Muth zusprach, während sie jedoch am meisten schweigend und in Gedanken versunken dasaß. „Keinen Augenblick,“ erzählte die rüstige Frau später, „habe ich ihre Hand losgelassen bis nach Sonnenuntergang als das Schießen aufhörte.“ Pauline, die

Bonne, lag in der nahen Kirche auf den Knieen und betete für son homme à elle.

Nachdem der Kanonendonner sein Ende erreicht hatte, verließ Mrs. O'Dowd Amaliens Zimmer und begab sich in das anstoßende, in welchem Joseph vor zwei geleerten Flaschen völlig entmuthiget saß. Ein= oder zweimal hatte er sich in seiner Schwester Schlafzimmer hineingewagt, als wollte er ihr etwas sagen; aber die Majorin hielt auf ihrem Posten aus und er ging wieder fort, ohne sein Herz durch Worte zu erleichtern. Er schämte sich zu sagen, daß er zu fliehen wünsche.

Als sie aber in dem Speisezimmer erschien, wo er im Zwielichte in der traurigen Gesellschaft der zwei leeren Champagnerflaschen saß, begann er sein Herz gegen sie auszuschütten.

„Mrs. O'Dowd," sagte er, „wäre es nicht besser, wenn Sie Amalien veranlaßten Toilette zu machen?"

„Wollen Sie mit ihr ausgehen?" fragte die Majorin. „Sie scheint zu schwach dazu zu sein."

„Ich . . ich habe den Wagen bestellt," sagte er, und . . und Postpferde . . Isidor geht eben darnach," setzte er hinzu.

„Warum wollen Sie in der Nacht fahren?" entgegnete die Frau. „Wird ihr die Ruhe im Bette nicht wohler thun? Ich habe sie eben veranlaßt sich niederzulegen."

„Sorgen Sie dafür, daß sie wieder aufstehe," sagte Joseph; „sie muß aufstehen," und er stampfte mit dem Fuße. „Die Pferde sind bestellt, — ja die Pferde sind bestellt. Es ist alles vorbei und . ."

„Und . . ?“ fragte Mrs. O'Dowd.

„Ich reise nach Gent“, antwortete Joseph. „Alle reisen dahin. Ich habe noch einen Platz für Sie. Nach einer halben Stunde brechen wir auf.“

Die Majorin sah ihn mit unendlicher Verachtung an. „Ich rühre mich nicht von der Stelle bis mir mein Mann Marschordre giebt“, sagte sie. „Sie mögen thun was Ihnen beliebt, Herr Sedley, ich bleibe mit Amalien hier.“

„Sie wird mich begleiten“, entgegnete Joseph, der noch einmal mit dem Fuße stampfte. Mrs. O'Dowd stellte sich aber mit in den Seiten gestemmten Armen an die Thür Amaliens.

„Wollen Sie die arme Frau zu ihrer Mutter bringen“, sagte sie, „oder sehnen Sie sich selbst nach der Mama, Herr Sedley? Guten Morgen und glückliche Reise! Bon voyage, wie die Leute hier sagen und nehmen Sie einen Rath von mir an: Schneiden Sie den Schnurrbart erst ab, sonst könnten Sie in Unannehmlichkeiten kommen.“

„Verflucht!“ schrie Joseph in Zorn und Angst und Verdruß, während Isidor eintrat und ebenfalls fluchte. „Pas de chevaux, sacrebleu!“ rief der erzürnte Diener. Alle Pferde waren fort, denn Joseph war nicht der Einzige in Brüssel, welchen an diesem Tage die Furcht ergriff.

So groß und schmerzlich aber auch Josephs Furcht bereits war, so sollte sie doch fast bis zur Verzweiflung gesteigert werden, ehe die Nacht verging. Es ist erwähnt worden, daß Pauline, die Bonne, ebenfalls son homme à elle in den Reihen der Armee hatte, welche dem Kaiser

Napoleon entgegengezogen war. Dieser Liebhaber Paulinens war aus Brüssel gebürtig und belgischer Husar. Die Truppen seiner Nation zeichneten sich in diesem Kriege durch nichts weniger aus als durch Muth und der junge Van Cutsum, Paulinens Liebhaber, war ein zu guter Soldat, als daß er den Befehlen seiner Oberen ungehorsam hätte sein und entlaufen können. In der Garnison in Brüssel fand der junge Regulus (er war in der Revolutionszeit geboren) seine größte Freude in der Küche Paulinens und verbrachte deshalb fast seine ganze freie Zeit daselbst. Auch hatte sie ihm die Taschen mit allen möglichen guten Dingen aus der Vorrathskammer vollgestopft, als er von der Weinenden Abschied nahm, um in das Feld zu rücken.

Was sein Regiment betraf, so war der Feldzug bereits vorüber. Sie hatten zu einem Theile der Division unter dem Commando seines muthmaßlichen Souverains, des Prinzen von Oranien, gehört und in Bezug auf die Länge der Säbel und der Schnurrbärte, sowie auf die reiche Uniform und Ausrüstung sahen Regulus und seine Cameraden wie eine so tapfere Schaar aus, als jemals der Trompete gefolgt war.

Als Ney den verbündeten Truppen entgegenstürzte und eine Position nach der andern nahm, bis die Ankunft der brittischen Armee aus Brüssel dem Kampfe bei Quatre-Bras eine andere Wendung gab, zeigten die Schwadronen, unter denen Regulus ritt, die größte Rührigkeit vor den Franzosen sich zurückzuziehen und ließen sich von einem Posten nach dem andern, den sie inne hatten, mit der größ-

ten Eilfertigkeit vertreiben. Ihre Bewegungen wurden nur durch das Anrücken der Engländer hinter ihnen aufgehalten. Da sie sich so genöthiget sahen Halt zu machen, fand die Cavalerie des Feindes (deren blutdürstige Hartnäckigkeit nicht genug getadelt werden kann) endlich Gelegenheit, dicht an die braven Belgier heranzukommen, welche indeß vorzogen sich lieber gegen die Engländer als gegen die Franzosen zu wenden, noch einmal ihren Rücken zeigten, durch die englischen Regimenter hindurchritten und sich nach allen Richtungen hin zerstreueten. Das Regiment existirte eigentlich nicht mehr. Es war nirgends. Es hatte kein Hauptquartier. Regulus jagte viele Meilen weit von dem Schlachtfelde hinweg ganz allein und wo konnte er einen besseren Zufluchtsort suchen und finden als in der Küche und in den treuen Armen, in welchen ihn Pauline so oft aufgenommen hatte?

Etwa gegen zehn Uhr ließ sich das Klirren eines Säbels auf der Treppe des Hauses hören, in welchem Osbornes ein Stockwerk inne hatten. Es wurde dann an die Küchenthür gepocht und die arme Pauline, die aus der Kirche zurückgekommen war, fiel vor Schreck fast in Ohnmacht als sie dieselbe öffnete und vor sich ihren Husaren sah. Er sah so gespenstig bleich aus wie der mitternächtliche Dragoner, welcher bei Bürgers Leonoren erschien. Pauline würde laut aufgeschrieen haben, wenn ihr Schrei die Herrschaft nicht herbeigerufen und ihren Freund verrathen hätte. Sie unterdrückte also den Schrei, führte ihren Helden in die Küche und gab ihm Bier und die guten Bissen von dem Mittagsessen, welche Joseph nicht angerührt hatte. Auch

bewies der Husar durch die außerordentliche Menge von Fleisch und Bier, die er in sich aufnahm, daß er kein Geist sei und mit vollem Munde erzählte er nun sein Unglück.

Sein Regiment hatte seiner Angabe nach Wunder der Tapferkeit und des Muthes gethan und eine Zeit lang dem Andrange der ganzen französischen Armee widerstanden. Endlich aber wären sie überwältigt und geworfen worden wie die ganze englische Armee. Ney vernichtete jedes Regiment, wie es heranrückte. Die Belgier hätten sich vergebens in das Mittel geschlagen, die Niedermetzelung der Engländer zu verhindern. Die Braunschweiger wären geschlagen worden und geflohen und ihr Herzog hätte seinen Tod gefunden. Es wäre ein allgemeines Débâcle und so suchte der Husar seinen Schmerz über die Niederlage in Strömen von Bier zu ersäufen.

Isidor, welcher in die Küche gekommen war, hörte die Erzählung und stürzte sofort hinweg, um seinem Herrn Nachricht davon zu bringen. „Es ist alles vorbei!“ rief er Joseph zu. „Mylord, der Herzog ist gefangen, der Herzog von Braunschweig ist todt, die englische Armee befindet sich in völliger Flucht und nur ein Mann ist entkommen. Er sitzt in der Küche; kommen Sie und hören Sie alles von ihm selbst.“ So wankte denn Joseph in die Küche, wo Regulus noch am Tische saß und die Bierflasche festhielt. In dem besten Französisch, das er auftreiben konnte und das in der That höchst ungrammatikalisch war, ersuchte Joseph den Husaren seine Geschichte zu erzählen. Die Unfälle wurden immer größer, je mehr Regulus davon sprach. Er wäre der Einzige des Regimentes, der nicht

auf dem Platze geblieben. Er hätte den Herzog von Braunschweig selbst fallen, die schwarzen Husaren fliehen und die Schotten durch die Kugeln niederschmettern sehen.

„Und das — Regiment?" fragte Joseph fast athemlos.

„Völlig in die Pfanne gehauen", antwortete der Husar, worauf Pauline jammernd ausrief: „ach ma bonne petite dame!" und anfing laut zu weinen und zu schreien.

Joseph wußte in seinem Entsetzen nicht, wie und wo er Sicherheit suchen und finden sollte. Er stürzte aus der Küche zurück in das Wohnzimmer und warf einen flehendlichen Blick auf die Thür Amaliens, welche Mrs. O'Dowd vor seinen Augen zugemacht und verschlossen hatte, aber er erinnerte sich auch, mit welcher Verachtung die Majorin ihn angesehen hatte und nachdem er eine kurze Zeit an der Thür gestanden und gehorcht hatte, verließ er dieselbe und nahm sich vor zum ersten Male an diesem Tage hinunter auf die Straße zu gehen. Er nahm deshalb ein Licht, sah sich in dem Vorzimmer nach seiner Mütze mit der Goldtresse um und fand sie an der gewöhnlichen Stelle auf einem Pfeilertischchen vor dem Spiegel, an welchem er zu kokettiren pflegte, ehe er hinausging, um sich öffentlich zu zeigen. Die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß er sogar auch jetzt trotz seiner Todesangst mechanisch die Locken an der Seite vor dem Spiegel zu drehen anfing. Dann erblickte er mit Entsetzen sein bleiches Gesicht in dem Spiegel, sowie den Schnurrbart, welcher im Verlaufe von beinahe sieben Wochen, seit er die Welt erblickt hatte, üppig ge wachsen war. — Man wird mich sicherlich für einen Soldaten halten, dachte er, indem er sich der Warnung Isi-

dors und der Niedermetzelung erinnerte, von welcher die ganze geschlagene englische Armee bedroht sein sollte; dann wankte er in sein Schlafzimmer zurück und fing an heftig an der Klingel zu ziehen.

Isidor erschien alsbald. Joseph war auf einen Stuhl gesunken, hatte die Halstücher abgerissen, den Hemdkragen niedergeschlagen und hielt beide Hände an dem Halse.

„Coupez moi, Isidor", schrie er; „vite! Coupez moi!"

Isidor fürchtete einen Augenblick, sein Herr habe den Verstand verloren und verlange, er solle ihm die Kehle durchschneiden.

„Les moustaches!" fuhr Joseph fast athemlos fort. „Les moustaches — coupez, rasez, vite!"

Isidor schnitt ihm augenblicklich den Schnurrbart mit dem Rasirmesser ab und vernahm mit unbeschreiblichem Wonnegefühl den Befehl seines Herrn, ihm einen weißen Hut und einfachen Rock zu holen.

„Ne portez plus — habit militaire — donnez à vous — prenez dehors!" sagte Joseph und Isidor konnte endlich die Mütze und den Schnurenrock sein Eigenthum nennen.

Nachdem er das Geschenk gemacht hatte, suchte sich Joseph einen einfachen schwarzen Frack und eine Weste aus, sowie ein großes weißes Halstuch und einen Castorhut. Wenn er hätte einen breitkrämpigen Quäkerhut auftreiben können, er würde ihn aufgesetzt haben.

„Venez maintenant", fuhr er fort, „suivez — allez

portez dans la rue", und mit diesen Worten eilte er die Treppe hinunter hinaus auf die Straße.

Obgleich Regulus betheuert hatte, er sei der einzige Mann von seinem Regimente und den verbündeten Heeren beinahe, welcher der Ney'schen allgemeinen Niedermetzelung entgangen, so schien doch diese seine Angabe nicht ganz richtig zu sein, da offenbar eine ziemliche Anzahl angeblicher Opfer dem blutigen Tode auch entgangen war. Viele Dutzende von Cameraden unseres Regulus hatten ihren Weg zurück nach Brüssel gefunden; sie gestanden Alle, daß sie geflohen wären und erfüllten die ganze Stadt mit dem Gerüchte von der Niederlage der Verbündeten. Die Ankunft der Franzosen wurde stündlich erwartet, der panische Schrecken erhielt sich und überall machte man Anstalten zur Flucht. „Und keine Pferde!" dachte Joseph in seinem Entsetzen. Er ließ durch Isidor wohl zwanzig Personen fragen, ob sie Pferde zu verleihen oder zu verkaufen hätten und der Muth sank ihm mehr bei jeder verneinenden Antwort, die er erhielt. Sollte er zu Fuße aufbrechen? Selbst die Furcht konnte den schweren Körper nicht so rührig machen.

Fast alle Häuser in Brüssel, die von Engländern bewohnt wurden, standen am Park und Joseph wanderte unentschlossen in dieser Gegend umher mit einer großen Anzahl anderer Leute, die gleich ihm von Furcht und Neugier getrieben wurden. Einige Familien waren, wie er sah, glücklicher als er gewesen, da sie ein Gespann Pferde entdeckt hatten und auf ihrem Rückzuge durch die Stadt rasselten; andere wiederum befanden sich in gleicher Lage

mit ihm und konnten sich weder für Geld noch gute Worte die nöthigen Mittel zur Flucht verschaffen. Unter diesen letztern bemerkte Joseph die Lady Bareacres mit ihrer Tochter, welche am Thore ihres Gasthauses in dem fertig gepackten Wagen saßen, dem es nur an jener bewegenden Kraft fehlte, welche auch Joseph zurückhielt.

Rebecca Crawley hatte ihre Wohnung in diesem Gasthause und war vorher mehrmals mit den Damen der Familie Bareacres in feindselige Berührung gekommen. Lady Bareacres ging auf der Treppe an Mrs. Crawley, wenn sie einander zufällig da begegneten, vorüber als kenne sie dieselbe nicht und überall, wo der Name der letztern erwähnt wurde, sprach sie mit großer Ausdauer schlecht von ihrer Nachbarin. Die Gräfin war nämlich empört über die Vertraulichkeit, in welcher General Tufto zu der Frau seines Adjutanten stand und Lady Blanche vermied dieselbe als sei sie von einer ansteckenden Krankheit behaftet. Nur der Graf selbst unterhielt verstohlens und gelegentlich die Bekanntschaft, wenn es außerhalb des Bereiches seiner Frauenzimmer geschehen konnte.

Rebecca konnte sich jetzt an ihren Feindinnen rächen. Es wurde in dem Gasthause bekannt, daß der Rittmeister Crawley seine Pferde zurückgelassen habe und als der panische Schrecken begann, ließ Lady Bareacres sich herab, ihr Mädchen zu der Frau des Rittmeisters mit einer Empfehlung und der Frage zu schicken, was dieselbe für ihre Pferde verlange. Mrs. Crawley ließ wiederum grüßen und antworten, sie sei nicht gewöhnt Geschäfte mit Kammermädchen abzumachen.

Diese Antwort brachte den Grafen persönlich in das Zimmer Rebecca's, aber er hatte nicht mehr Glück als die erste Unterhändlerin. „Mir ein Kammermädchen zu schicken!“ sagte Mrs. Crawley in großem Zorne. „Warum ließ mir Lady Bareacres lieber nicht gleich sagen, ich möchte die Pferde für sie satteln? Will die Lady entfliehen oder ihre femme de chambre?“ Das war die ganze Antwort, welche der Graf seiner Frau zurückbrachte.

Was thut man nicht in der Noth? Die Gräfin erschien nach dem letzten Mißlingen selbst bei Mrs. Crawley und bat sie möge nur einen Preis nennen; sie erbot sich sogar Rebecca in ihr Haus einzuladen, wenn sie ihr die Mittel gewähren wolle wieder dahin zu gelangen. Mrs. Crawley lachte sie aber aus.

„Höchst wahrscheinlich kommen Sie nicht zurück, wenigstens nicht mit Ihren Diamanten. Diese werden die Franzosen erhalten. Binnen zwei Stunden werden sie hier und ich unterdeß auf dem halben Wege nach Gent sein. Ich würde Ihnen meine Pferde nicht einmal für die beiden größten Diamanten verkaufen, die Sie auf dem Balle trugen.“ Lady Bareacres zitterte vor Wuth und Entsetzen. Die Diamanten waren in ihr Kleid eingenähet und sonst sicher verwahrt. „Frau, die Diamanten sind bei dem Banquier und ich muß die Pferde haben!“ sagte sie. Rebecca lachte ihr ins Gesicht. Die Gräfin ging wüthend hinunter und setzte sich wiederum in den Wagen. Das Kammermädchen, der Diener und ihr Mann wurden nochmals in der Stadt nach Pferden herumgeschickt. Die Dame war entschlossen augenblicklich abzufahren, sobald

Pferde irgendwo aufzutreiben sein würden, mit oder ohne ihren Mann.

Rebecca hatte das Vergnügen die Lady in dem pferdelosen Wagen sitzen zu sehen, die Augen auf sie zu richten und ganz laut die Verlegenheit der Dame zu beklagen. „Keine Pferde erhalten zu können," sagte sie, „und doch alle Diamanten in die Wagenkissen genähet zu haben! Welche Beute für die Franzosen, wenn sie kommen, — der Wagen nämlich mit den Diamanten, nicht die Damen. Das sagte sie auch zu dem Wirthe, zu den Dienern, zu den Gästen und den zahllosen Neugierigen, die sich da herum trieben. Lady Bareacres hätte sie an dem Fenster erschießen können.

Während sie sich so der Demüthigung ihrer Feindin erfreute, erblickte sie Joseph, der auf sie zukam, sobald er sie bemerkte.

Das veränderte, erschrockene dicke Gesicht erzählte das Geheimniß deutlich genug. Er sehnte sich auch fort und suchte nach Mitteln seine Flucht zu bewerkstelligen. „Er soll meine Pferde kaufen," dachte Rebecca, „und ich reite auf der Stute."

Joseph begab sich hinauf zu seiner Freundin und wiederholte die Frage, die er in der letzten Stunde wohl hundertmal gestellt hatte: ob sie wisse, wo man Pferde bekommen könnte.

„Sie wollen fliehen?" entgegnete Rebecca lachend. „Ich glaubte, Sie wären der Beschützer aller Damen, Herr Sedley."

„Ich.. ich bin kein Soldat," antwortete er fast tonlos.

„Und Amalie? Wer soll Ihre arme Schwester beschützen?“ fragte Rebecca. „Sie werden Sie doch nicht verlassen?“

„Was kann ich ihr nützen, wenn .. wenn der Feind kommt?“ entgegnete Joseph. „Die Frauen werden geschont werden, mein Diener aber sagte mir, die Franzosen hätten geschworen keinem Manne Pardon zu geben. Die Wüthrige!“

„Es ist entsetzlich!“ rief Rebecca aus, die sich an seiner Angst weidete.

„Außerdem will ich sie auch nicht verlassen,“ fuhr der Bruder fort. „Sie soll nicht verlassen werden. Ich habe einen Platz für sie in meinem Wagen und für Sie auch, werthe Mrs. Crawley, wenn Sie mit reisen wollen und — wenn wir Pferde erhalten können,“ seufzete er.

„Ich habe zwei zu verkaufen,“ entgegnete die Dame und Joseph hätte sie dieser Antwort wegen umarmen können. „Holen Sie den Wagen, Isidor,“ rief er; „wir haben Pferde, — wir haben Pferde.“

„Meine Pferde sind aber noch nie eingespannt gewesen,“ setzte Rebecca hinzu. „Bull Finch würde den Wagen in Stücken schlagen, wenn Sie ihn einspannten.“

„Aber er läßt sich reiten?“ fragte der Civilist.

„Er ist fromm wie ein Lamm und schnellfüßig wie ein Hase,“ antwortete Rebecca.

„Glauben Sie, daß er mich tragen kann?“ fragte Joseph weiter, der sich im Geiste schon im Sattel sah, ohne im mindesten dabei an die arme Amalie zu denken.

In Erwiedrung darauf forderte Rebecca ihn auf, sie in

ihr Zimmer zu begleiten, wohin er ihr in athemlosem Verlangen den Handel abzuschließen folgte. Selten in seinem Leben verbrachte Joseph eine halbe Stunde, die ihm so viel Geld kostete. Rebecca, welche den Werth der Waare, welche sie zu verkaufen hatte, nach Josephs Kaufbegierde sowie nach der Seltenheit des Artikels schätzte, verlangte für ihre Pferde einen so ungeheuern Preis, daß selbst unser dicker Sedley erschrak. Entschlossen setzte sie überdies hinzu, sie verkaufe nur beide oder keins. Rawdon hätte ihr befohlen, die Pferde unter der genannten Summe nicht wegzugeben. Lord Bareacres unten würde ihr das Geld sofort zahlen und so sehr sie die Familie Sedley liebe und achte, müsse ihr lieber Joseph doch einsehen, daß arme Leute leben müßten. Kurz Niemand konnte freundlicher, aber auch fester sein als Rebecca bei diesem Handel.

Joseph schlug endlich ein, wie man sich wohl denken kann. Die Summe aber, die er zahlen sollte, war so bedeutend, daß er um Nachsicht bitten mußte, so groß, daß sie ein kleines Vermögen für Rebecca wurde, die schnell berechnete, daß sie durch diese Summe, durch den Ertrag des Verkaufes der andern Habseligkeiten Rawdons und ihre Wittwenpension, wenn er fallen sollte, völlig unabhängig von der Welt leben und ihrem Wittwenstande ruhig entgegengehen könnte.

Ein Paarmal hatte sie im Verlaufe des Tages allerdings auch an die Flucht gedacht, aber ihr Verstand gab ihr bessern Rath. „Angenommen, die Franzosen kommen,“ dachte Rebecca; „was können sie der armen Wittwe eines Officiers zu Leide thun? Die Zeiten der Belagerungen

und Plünderungen sind vorbei. Man wird uns ruhig nach Hause reisen lassen oder ich kann auch im Auslande mit einem hübschen Einkommen wohnen."

Unterdeß gingen Joseph und Isidor in den Stall, um die neugekauften Pferde zu besichtigen und der Herr befahl dem Diener sie sofort zu satteln. Er wollte noch in dieser Nacht, noch in dieser Stunde fortreiten; aber ein Geheimniß sollte es bleiben. Er wollte durch die Hinterthür in sein Zimmer gehen, um der Frau O'Dowd und Amalien nicht entgegentreten und ihnen gestehen zu müssen, daß er entfliehen wolle.

Während Joseph den Handel mit Rebecca abgeschlossen und seine Pferde besichtiget hatte, war es fast wieder Morgen geworden; aber obgleich Mitternacht längst vorüber war, fand die Stadt diesmal doch keine Ruhe; die Leute blieben auf, aus allen Fenstern leuchtete Licht und die Straßen blieben belebt wie am Tage. Gerüchte verschiedener Art gingen von Mund zu Munde; eines sagte, die Preußen wären vollständig geschlagen; ein anderes wollte wissen, die Engländer wären angegriffen und besiegt worden, während ein drittes erzählte, die letztern hielten noch Stand. Dieses Gerücht schien sich allmälig zu befestigen. Kein Franzose zeigte sich in der Stadt. Nachzügler von der Armee waren angekommen, welche immer günstigere Berichte brachten und endlich erschien ein Adjutant in Brüssel mit Depeschen für den Commandanten der Stadt, welcher sofort an den Ecken eine officielle Anzeige von dem Siege der Verbündeten bei Quartre Bras und dem gänzlichen Zurückdrängen der Franzosen unter Ney nach einer sechsstün-

digen Schlacht anschlagen ließ. Der Adjutant mußte in der Zeit angekommen sein als Joseph und Rebecca mit einander über die Pferde handelten oder als der letztere seinen Kauf besah. Als er wieder in seinem Gasthause erschien, traf er eine Anzahl Bewohner desselben an der Thür, welche von der eben angelangten Neuigkeit sprachen, an deren Wahrheit Niemand zweifelte. Er ging hinauf, um sie den Damen mitzutheilen, wenn er es auch nicht für nöthig hielt ihnen zu erzählen, daß er sie zu verlassen gedenke, daß er Pferde gekauft und welchen Preis er dafür gegeben.

Sieg oder Niederlage waren indeß von geringer Bedeutung für die, welche nur an die Sicherheit derer gedacht hatten, welche sie liebten. Amalie wurde auf die Nachricht von dem Siege noch unruhiger als sie bisher gewesen war. Sie wollte lieber sogleich zu der Armee abreisen und bat ihren Bruder mit Thränen in den Augen sie dahin zu bringen. Ihre Zweifel und Schrecken erreichten den höchsten Grad und die arme junge Frau, die viele Stunden lang völlig betäubt gewesen war, lief nun wie in vollem Wahnsinne hin und her — ein trauriges Bild. Kein Mann, der auf dem schwer erkämpften Schlachtfelde funfzehn M. weit im Schmerze lag, litt mehr als das arme schuldlose Opfer des Krieges. Joseph konnte den Anblick ihres Schmerzes nicht ertragen. Er überließ seine Schwester der Fürsorge ihrer stärkern Freundin und ging nochmals hinunter an die Thür des Hauses, wo noch alle versammelt waren, unter einander sprachen und auf Neuigkeiten warteten.

Es wurde heller Tag während sie so dastanden und

Leute, welche in dem blutigen Drama thätig gewesen waren, brachten frische Nachrichten von dem Kriege. Wagen und lange Karren mit Verwundeten erschienen in der Stadt; Winseln und Wehklagen vernahm man von denselben und bleiche Gesichter blickten traurig von dem Strohlager empor. Joseph Sedley betrachtete mit schmerzlicher Neugier eines dieser Fuhrwerke; das Wehklagen der Verwundeten darauf klang herzzerreißend und die müden Pferde konnten den Wagen kaum noch weiter ziehen. „Halt! Halt!“ rief eine schwache Stimme von dem Stroh und der Wagen hielt vor Sedley's Gasthause.

„Es ist Georg, ich ahne es!“ rief Amalie aus, die mit bleichem Gesichte und aufgelösetem Haar sofort auf den Balcon eilte. Georg war es indeß nicht, wohl aber gab es Nachricht von ihm.

Es war der arme Thomas Stubble, der vier und zwanzig Stunden vorher so muthig aus Brüssel hinausmarschirt war, die Fahne des Regiments getragen und sie in der Schlacht so tapfer vertheidiget hatte. Ein französischer Lancier hatte den jungen Fähndrich in den Schenkel verwundet. Nach dem Kampfe war ein Platz für den armen Knaben auf einem Karren gefunden worden und so kam er nach Brüssel zurück.

„Herr Sedley, Herr Sedley!“ rief er schwach und Joseph trat fast erschrocken hinzu. Anfangs hatte er nicht erkannt, wer ihn rief.

Der kleine Tom Stubble hielt ihm seine matte heiße Hand entgegen. „Ich soll hier aufgenommen werden,“ sagte er. „Osborne und .. und .. Dobbin sagten es

und Sie sollen dem Fuhrmanne zwei Napoleonsd'or geben, die Ihnen meine Mutter wiedererstatten wird."
In den langen Fieberstunden auf dem Karren waren die Gedanken des jungen Fähndrichs zurückgewandert zu dem Pfarrhause seines Vaters, das er erst vor wenigen Monaten verlassen und dabei hatte er fast seinen Schmerz vergessen.

Das Gasthaus war groß, die Leute darin waren gutmüthig und alle Verwundeten auf dem Karren wurden aufgenommen und in Betten gebracht. Der junge Fähndrich kam hinauf in Osbornes Wohnung. Amalie und die Majorin waren hinuntergeeilt zu ihm, sobald die letztere ihn von dem Balcon aus erkannt hatte. Man kann sich die Gefühle der beiden Frauen denken als sie erfuhren, daß der Kampf vorüber sei und daß beider Männer sich wohlbefänden. In welch stummem Entzücken sank Amalie in die Arme der Majorin, mit welchem Dankgefühl sank sie betend auf ihre Knie und pries die Macht, die ihren Mann beschützte! —

Es hätte der jungen Frau in ihrer fieberhaften Aufregung keine heilsamere Arzenei verschrieben werden können als diese, welche der Zufall ihr brachte. Sie und Mrs. O'Dowd wachten unablässig bei dem verwundeten jungen Fähndriche, der große Schmerzen litt und in der Pflicht, die Amalien so auferlegt war, hatte sie keine Zeit an ihre persönlichen Besorgnisse zu denken oder nach ihrer Gewohnheit sich ihren traurigen Ahnungen hinzugeben. Der junge Verwundete erzählte in seiner einfachen Art die Ereignisse des Tages und die Thaten unserer

Freunde von dem tapfern — Regimente. Sie hatten sehr gelitten und viele Officiere und Soldaten verloren. Dem Major war das Pferd unter dem Leibe erschossen worden als das Regiment zum Angriffe vorrückte und Alle hatten geglaubt O'Dowd sei gefallen und Dobbin habe den Majorsrang erlangt, bis sie nach ihrer Rückkehr von dem Angriffe auf ihren frühern Platz den Major auf dem todten Pferde sitzen und aus einer überflochtenen Flasche trinken sahen. Capitain Osborne hatte den französischen Lancier, welcher den Fähndrich verwundet, niedergestochen. Bei dieser Erzählung erblaßte aber Amalie so sehr, daß Mrs. O'Dowd dem Fähndrich winken mußte in seiner Schilderung aufzuhören. Capitain Dobbin dagegen hatte nach Beendigung des Kampfes, ob er gleich selbst verwundet gewesen, den Fähndrich auf seine Arme genommen, zu dem Chirurgen und von da auf den Wagen getragen, der ihn nach Brüssel zurückbringen sollte. Er hatte dem Fuhrmanne zwei Louisd'or versprochen, wenn er ihn in die Wohnung des Herrn Sedley bringe und der Frau Hauptmann Osborne sage, die Schlacht sei vorbei und ihr Mann wohlbehalten und gesund.

„Der Dobbin hat wirklich ein gutes Herz," sagte Mrs. O'Dowd, „wenn er auch immer über mich lacht."

Der junge Stubble betheuerte, daß es keinen Officier gleich ihm in der Armee gebe und konnte kein Ende finden im Lobe der Bescheidenheit, der Gutherzigkeit und der bewunderenswürdigen Kaltblütigkeit des ersten Capitains im Felde. Diesem Theile der Erzählung schenkte Amalie nur geringe Aufmerksamkeit; nur wenn von Georg ge-

sprochen wurde, hörte sie zu; wenn er nicht erwähnt wurde, dachte sie an ihn.

Unter der Pflege ihres Verwundeten und bei dem Nachdenken über die wunderbare Rettung am vorigen Tage verging Amalien der zweite nicht gar zu langsam. Für sie gab es in der Armee nur einen Mann und so lange er gesund blieb, hatten die Bewegungen der Heere geringes Interesse für sie. Sie hörte deshalb auch mit sehr geringer Aufmerksamkeit auf die Gerüchte, welche Joseph von der Straße mitbrachte, ob sie gleich von der Art waren, daß sie diesen furchtsamen Herrn so wie viele andere Leute in Brüssel besorgt und unruhig machten. Die Franzosen waren nämlich allerdings zurückgedrängt worden, aber nach einem schweren und zweifelhaften Kampfe mit nur einer Division der französischen Armee. Der Kaiser befand sich mit der Hauptmacht bei Ligny, wo er die Preußen völlig geschlagen hatte und nun mit aller Macht gegen die Verbündeten rücken konnte. Der Herzog von Wellington zog sich gegen die Hauptstadt zurück und unter den Mauern derselben kam es vielleicht zu einer großen Schlacht, deren Ausgang mehr als zweifelhaft war. Der Herzog von Wellington hatte nur zwanzigtausend M. englischer Truppen, auf die er sich verlassen konnte, denn die deutschen waren zum großen Theile Recruten und die Belgier unzuverlässig. Mit dieser Handvoll Leute sollte er hundert und funfzigtausend M. widerstehen, die unter Napoleon in Belgien eingefallen waren. Unter Napoleon! Welcher Feldherr, wie berühmt und geschickt er auch sein mochte, konnte sich mit ihm messen?

Joseph bedachte alles das und zitterte. So erging es allen Andern in Brüssel, wo die Leute fühlten, daß die Schlacht am Tage vorher nur das Vorspiel des bevorstehenden gewaltigen Kampfes gewesen sei. Eines der Heere, welche dem Kaiser entgegengestanden hatten, war bereits vollständig zerstreut. Die wenigen Engländer, welche ihm entgegengestellt werden konnten, würden auf ihren Posten fallen und der Kaiser würde dann über ihre Leichen hinweg seinen Einzug in die Stadt halten. Wehe denen, die er da fand! Schon wurden Adressen vorbereitet, schon versammelten sich insgeheim öffentliche Beamte und beriethen sich, schon wurde eine Wohnung bereit gemacht nebst dreifarbigen Fahnen, um die Ankunft Sr. Maj. des Kaisers und Königs zu bgrüßen.

Die Auswanderung dauerte noch fort und alle Familien entflohen, welche die Mittel zur Flucht finden konnten. Als Joseph am Nachmittage des 17. Juni in das Gasthaus Rebecca's ging, erfuhr er, daß der große Reisewagen der Familie Bareacres endlich fortgekommen sei. Der Graf hatte irgendwo ein Paar Pferde aufgetrieben und rollte nun auf der Straße nach Gent hin. Ludwig der Ersehnte schnürte sein Bündel ebenfalls bereits. Es schien als ermüde das Unglück nie den ungelenken schwerfälligen Verbannten von einem Orte zum andern zu treiben.

Joseph fühlte, daß der Aufenthalt vom vorigen Tage nichts geholfen habe und daß er seine theuer erkauften Pferde höchst wahrscheinlich doch noch brauchen müsse. Seine Angst war diesen ganzen Tag über sehr groß.

So lange noch eine englische Armee zwischen Brüssel und Napoleon stand, wurde eine Flucht allerdings nicht durchaus nöthig, aber er hatte seine Pferde aus dem entlegenen Stalle in das Gasthaus bringen lassen, in welchem er wohnte, damit er sie selbst immer im Auge habe und sie ihm nicht etwa vielleicht gar entwendet würden. Isidor durfte kaum von der Stallthür hinweg und die Pferde standen fortwährend gesattelt da, um jeden Augenblick gebraucht werden zu können — und nach diesem Augenblicke sehnte er sich sehr.

Nach der Aufnahme, die Rebecca am vorigen Tage gefunden hatte, kam es ihr nicht in den Sinn Amalien wieder zu besuchen. Sie beschnitt das Bouquet, das Georg ihr gebracht hatte, gab den Blumen frisches Wasser und überlas den Brief, den er ihr geschrieben. „Die arme Frau!“ sagte sie indem sie das Briefchen zwischen ihren Fingern herumdrehete. „Wie könnte ich sie damit niederdrücken! Und eines solchen Mannes wegen bricht ihr das Herz fast, eines Mannes wegen, der ein Narr ist und sich aus ihr gar nichts macht! Mein armer Rawdon ist zehnmal mehr werth als ein solcher Mensch!“ Und dann dachte sie darüber nach, was sie wohl thue, wenn dem armen guten Rawdon etwas zustieße und wie gut es sei, daß er seine Pferde zurückgelassen habe.

Im Verlaufe des Tages dachte Mrs. Crawley, welche die Bareacres nicht ohne Verdruß fortfahren sah, an die Vorsicht, welche die Gräfin gebraucht hatte und fing an etwas für sich selbst zu nähen; sie heftete nämlich

den größern Theil ihrer Schmucksachen, Wechsel und Banknoten in ihre Kleider ein, die sie trug und war so vorbereitet auf jedes Ereigniß, gefaßt, — zu fliehen, wenn sie dies für zweckmäßig hielt oder zu bleiben und die Sieger zu bewillkommnen, mochten es die Engländer oder die Franzosen sein. Ich will nicht mit Bestimmtheit widersprechen, daß sie in dieser Nacht träumte Herzogin oder Frau Marschallin zu werden, während Rawdon, in seinen Mantel gehüllt im Regen mit aller Macht seines Herzens an sein Weibchen dachte, das er zurückgelassen.

Am nächsten Tage war ein Sonntag und Mrs. O'Dowd hatte die Freude ihre beiden Patienten durch die Nachtruhe körperlich und geistig gestärkt zu sehen. Sie selbst hatte die Nacht in einem Lehnstuhle in Amaliens Zimmer verbracht, um sogleich bereit zu sein ihrer armen Freundin oder dem Fähndrich ihre Pflege angedeihen lassen zu können, wenn sie nöthig werden sollte. Als der Morgen anbrach, kehrte die rüstige Frau in ihre eigene Wohnung zurück und machte hier dem Tage entsprechende glänzende Toilette. Höchst wahrscheinlich stieg auch, während sie allein in dem Zimmer war, das ihr Mann inne gehabt hatte und wo noch seine Nachtmütze auf dem Bette lag und sein Stock in einer Ecke stand, wenigstens ein Gebet für das Wohl des tapfern Soldaten Michael O'Dowd zum Himmel empor.

Als sie wieder kam, brachte sie ihr Gebetbuch mit sowie die berühmte Predigtsammlung ihres Oheims, in welcher sie regelmäßig jeden Sonntag las, wenn sie auch nicht alles ganz verstand und viele Worte falsch sprach, die lang

oder unverständlich waren — denn der Oheim war ein gelehrter Mann und liebte lange lateinische Worte. — Wie oft hat mein Michael auf diese Predigten gehört, dachte sie, wenn ich sie ihm bei Windstille in der Cajüte vorlas! Auch Amalien und den Fähndrich wollte sie damit beglücken. Dieselben Gebete wurden an diesem Tage in zwanzigtausend Kirchen gleichzeitig gebetet und Millionen Engländer und Engländerinnen fleheten auf ihren Knieen den Vater im Himmel um Schutz an.

Sie hörten das Geräusch nicht, welches unsere kleine Gemeinde in Brüssel störte, denn viel lauter als zwei Tage vorher begannen die Kanonen bei Waterloo zu dröhnen.

Als Joseph diesen entsetzlichen Ton vernahm, entschloß er sich die fortwährende Angst nicht länger zu tragen, sondern zu fliehen. Er stürzte deshalb in das Zimmer des Verwundeten, wo unsere drei Freunde ihre Gebete unterbrochen hatten und störte sie noch mehr durch eine leidenschaftliche Aufforderung an Amalien.

„Ich halte es nicht länger aus, Emmy," sagte er, „ich mag es nicht länger aushalten und Du mußt mich begleiten. Ich habe ein Pferd für Dich gekauft — gleichviel zu welchem Preise — Du mußt Dich also sogleich anziehen und hinter Isidor reiten."

„Gott verzeih mir, Herr Sedley, aber Sie sind wahrhaftig nicht besser als eine feige Memme," sagte Mrs. O'Dowd indem sie das Buch hinlegte.

„Ich sage, Du mußt mich begleiten, Amalie," fuhr er

fort; „höre nicht auf sie; warum sollen wir hier bleiben und uns von den Franzosen niedermetzeln lassen?“

„Sie vergessen das — Regiment,“ fiel der junge Stubble ein, der verwundete Held—„Sie, Mrs. O'Dowd, werden mich doch nicht verlassen?“

„Nein, mein Sohn,“ antwortete sie indem sie zu ihm trat und ihn küßte. „Es soll Ihnen kein Leid geschehen, so lang ich es wehren kann. Ich rühre mich nicht vom Platze, bis ich Ordre von Michael erhalte. Es würde schön aussehen, wenn ich neben diesem Bürschchen auf dem Bette gespießt würde!“

Der junge Mann mußte über dieses Bild trotz seinen Schmerzen lachen und selbst Amalie lächelte.

„Ich frage Sie gar nicht,“ rief Joseph dazwischen, „ich frage diese, . . diese Irländerin gar nicht, sondern Dich, Amalie. Ein für alle mal, willst Du mich begleiten?“

„Ohne meinen Mann, Joseph?“ fragte Amalie mit einem verwundernden Blicke und reichte dabei der Majorin die Hand. Josephs Geduld aber war erschöpft.

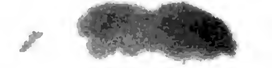
„So lebe wohl,“ sagte er indem er zornig die Faust schüttelte und die Thür zuwarf, durch welche er hinausging. Er gab dann sogleich Befehl zum Aufbruche und stieg im Hofe auf. Mrs. O'Dowd hörte den Schall der Rosseshufe, sah hinaus und warf Joseph verächtliche Blicke nach, als er die Straße mit Isidor hinabritt, welcher die betreßte Mütze trug. Die Pferde, welche einige Tage gestanden hatten, waren muthig nnd jagten die Straßen hinab. Joseph, ein ängstlicher und unbehilflicher Reiter,

sah im Sattel nicht eben anziehend aus. „Sehen Sie ihm nur nach, Amalie! Wie lächerlich!“ Und die beiden Reiter verschwanden eben im Galopp in der Straße, die nach Gent hin führte. Mrs. O'Dowd verfolgte sie mit ihrem Spotte bis sie dieselben aus den Augen verlor.

Den ganzen Tag über vom Morgen bis zum Sonnenuntergang hörten die Kanonen nicht auf zu donnern; es war dunkel, als die Kanonade plötzlich aufhörte.

Wir Alle haben gelesen, was in der Zwischenzeit vorgekommen ist; die Erzählung ist im Munde jedes Engländers und wir, die wir Kinder waren, als die große Schlacht gewonnen und verloren wurde, werden nie müde die Geschichte jenes berühmten Kampfes zu hören und wieder zu erzählen; die Erinnerung daran wohnt noch immer in den Herzen von Millionen der Landsleute jener Braven, welche die Schlacht verloren; sie sehnen sich nach einer Gelegenheit ihre Demüthigung zu rächen und wenn ein Kampf wieder folgen sollte, der für sie im Siege endigt, sie wiederum erhebt und uns das verfluchte Erbe von Haß und Wuth hinterläßt, so wird es kein Ende geben von sogenanntem Ruhm und Schande, von abwechselndem glücklichen und unglücklichen Morde, worin die beiden Nationen wetteifern werden.

Alle unsre Freunde nahmen ihren Theil am großen Kampf und fochten wie Männer den ganzen Tag hindurch; während die Frauen 10 Meilen davon beteten, empfingen die Linien der tapfern englischen Infanterie die wüthenden Angriffe der französischen Cavalerie und trieben sie zurück. Kanonen, die in Brüssel gehört wurden,



zerrissen ihre Reihen; aber die entschlossenen Ueberlebenden traten sofort an die Stelle ihrer gefallnen Cameraden. Gegen Abend ließ der Angriff der Franzosen, der so tapfer wiederholt worden war, in seiner Wuth nach. Sie hatten mit andern Feinden außer den Engländern zu kämpfen, oder bereiteten sich vor zu einem letzten Angriff. Dieser kam. Die Colonnen der kaiserlichen Garde rückten den Hügel Saint Jean hinauf, um endlich und mit einem Male die Engländer von der Anhöhe zu vertreiben, welche sie den ganzen Tag und Allen zum Trotz behauptet hatten. Unerschüttert durch den Donner der Kanonen, welche Tod von den englischen Linien her spieen, rückte die dunkle Colonne vorwärts den Hügel hinauf; sie schienen fast den Gipfel zu erreichen, als sie zu zögern und zu wanken begannen; dann hielten sie inne, doch immer noch dem Feinde entgegen; endlich stürzten die englischen Truppen von der Stelle hervor, von welcher der Feind sie nicht hatte vertreiben können und die Garde wandte sich und floh.

Man hörte in Brüssel kein Schießen mehr. Die Verfolgung wandte sich meilenweit hinweg. Finsterniß senkte sich nieder auf das Schlachtfeld und Amalie betete für Georg, der mit einer Kugel im Herzen todt auf seinem Gesichte lag.

Achtes Kapitel.

In welcher Miß Crawley's Verwandte um sie sehr besorgt sind.

Der freundliche Leser möge sich erinnern, — während die Armee aus Flandern marschirt und nach ihren Heldenthaten dort weiter rückt, um die Festungen an den Grenzen Frankreichs zu nehmen, bevor sie das Land selbst besetzt — daß eine Anzahl von Personen friedlich in England lebt, welche in der vorliegenden Geschichte auch eine Rolle zu spielen haben. In der Zeit dieser Kämpfe und Gefahren lebte die alte Miß Crawley in Brighton und ließ sich durch die großen Ereignisse wenig beirren. Diese großen Ereignisse machten allerdings die Zeitungen ziemlich interessant und die Briggs las ihr vor, daß Rawdon Crawley wegen seiner Tapferkeit ehrenvoll erwähnt werde und seine Beförderung zum Oberstlieutenant in Kurzem zu erwarten habe.

„Wie Schade, daß der junge Mann einen Schritt in der Welt gethan hat, der nicht wieder gut zu machen ist," sagte seine Tante. „Bei seinem Rang und seiner Stellung hätte er sich mit einer Brauerstochter verheirathen können, die eine Million besitzt, oder er hätte sich eine Frau in einer der besten Familien Englands suchen können. Irgend einmal würde er auch mein Geld bekommen haben, oder seine Kinder; denn ich beeile mich nicht sehr mit dem Sterben, Miß Briggs, obgleich Ihr vielleicht bald mich los sein möchtet; dafür ist er nun verurtheilt, mit seiner armen Frau arm zu bleiben."

„Will meine liebe Miß Crawley nicht mit Mitleid auf den heldenmüthigen Krieger blicken, dessen Name in den Jahrbüchern des Ruhms seines Vaterlands eingeschrieben steht?“ fragte die Briggs, welche durch den großen Kampf bei Waterloo sehr begeistert worden war und gern romanhaft sprach, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigte. „Hat nicht der Capitain oder der Oberst, wie ich ihn wohl nennen darf, Thaten gethan, welche den Namen Crawley ewig berühmt machen werden?“

„Briggs, Sie sind eine Närrin,“ antwortete Miß Crawley, „Oberst Crawley hat seinen Namen durch den Schmuz gezogen, Miß Briggs. Die Tochter eines Zeichenlehrers zu heirathen, eine Gesellschafterin zu heirathen! Denn etwas Besseres war sie nicht; nein, sie war gerade, was Sie sind, nur jünger und viel hübscher und geschickter. Waren Sie mit der Elenden im Bunde, welche ihn durch gemeine Künste zu ihrem Opfer gemacht hat und die Sie immer so sehr bewunderten? Ja, ich behaupte es, Sie waren mit im Bunde. Aber Sie werden sich auch in Ihrer Erwartung auf mein Testament täuschen, das sage ich Ihnen. Schreiben Sie sogleich an Herrn Wary und theilen Sie ihm mit, daß ich ihn sofort zu sehen wünsche.“ Miß Crawley schrieb jetzt fast jeden Tag in der Woche an ihren Advocaten Wary; denn sie warf alle ihre frühern Bestimmungen über ihr Vermögen um und wußte durchaus nicht, wie sie über ihr Vermögen verfügen solle.

Die alte Jungfrau hatte sich indeß so ziemlich wieder erholt, wie es ihre häufigen und starken Anzüglichkeiten

gegen die Briggs bewiesen, welche diese arme Gesellschafterin mit feiger Gutmüthigkeit und Ergebung ertrug, die halb edelmüthig und halb heuchlerisch war, kurz mit jener sclavischen Unterwürfigkeit, welche Frauen ihres Charakters und ihrer Stellung im Leben zu zeigen genöthigt sind. Wer hätte nie gesehen, wie Frauen andre Frauen einschüchtern? Welche Qualen haben Männer zu erdulden, die sich mit jenen täglich wiederholten Pfeilen von Verachtung und Grausamkeit vergleichen lassen, welche von Tyrannen ihres Geschlechts auf sie abgeschossen werden? Ihr armen Opfer! Doch wir gehen auf unserm Wege weiter.

Miß Briggs war das einzige Opfer, welches in die Nähe der Kranken kommen durfte, die sich allmälig der Genesung wieder näherte. Miß Crawley's Verwandte in der Ferne aber vergaßen ihre geliebte Verwandte nicht und bemühten sich durch zahlreiche Geschenke und liebevolle Briefe sich in ihrer Erinnerung zu erhalten.

Zuerst müssen wir ihren Neffen Rawdon Crawley erwähnen. Wenige Wochen nach der berühmten Schlacht bei Waterloo und nachdem die amtliche Zeitung die Beförderung und Tapferkeit dieses ausgezeichneten Officiers bekannt gemacht hatte, brachte das Packetboot von Dieppe der Miß Crawley ein Kästchen mit Geschenken und einen ehrerbietigen Brief vom Obersten, ihrem Neffen. Im Kästchen befanden sich ein paar französische Epauletten, ein Ehrenlegionskreuz und ein Degengriff, Reliquien vom Schlachtfelde und der Brief beschrieb in ziemlich guter

Laune, wie der letztere einem commandirenden General der Garde angehört, welcher geschworen habe, daß die Garde sterbe, aber sich nie ergebe, im nächsten Augenblicke aber von einem gemeinen Soldaten gefangen genommen worden sei, welcher den Degen des Franzosen mit seiner Flinte zerschlagen habe, worauf Rawdon sich der zerbrochenen Waffe bemächtigt. Das Kreuz und die Epauletten kamen von einem Obersten der französischen Cavalerie, der in der Schlacht selbst unter dem Arme Rawdons gefallen und dieser wußte diese seine Beute nicht besser zu benutzen als sie seiner zärtlichen alten Freundin zu übersenden. Sollte er ihr auch von Paris schreiben, wohin die Armee nun marschirte? er würde wohl im Stande sein, ihr interessante Neuigkeiten aus dieser Hauptstadt mitzutheilen, sowie von einigen alten Freundinnen der Miß Crawley, gegen die sie sich freundlich erzeigt, als sie sich als Ausgewanderte in England aufgehalten.

Die alte Jungfrau befahl der Briggs dem Obersten einen freundlichen Brief zurückzuschreiben und ihn aufzufordern die Correspondenz fortzusetzen. Sein erster Brief war so ungemein lebendig und unterhaltend, daß sie den nachfolgenden nur mit Vergnügen entgegen sehen konnte. „Ich weiß recht wohl“, sagte sie zur Briggs, „daß Rawdon einen so guten Brief eben so wenig schreiben kann, wie Sie und daß die kleine gewandte Rebecca ihm jedes Wort diktirt; das ist aber kein Grund, warum mein Neffe mich nicht unterhalten sollte und so mag er wissen, daß ich mit ihm ganz zufrieden bin.“

Ob sie wohl wußte, daß Rebecca nicht allein diese

Briefe schrieb, sondern daß sie auch jene erwähnten Schlachttrophäen genommen und ihr geschickt hatte, nachdem sie dieselben für wenig Francs von einer der Personen gekauft hatte, welche damals mit solchen Kriegsreliquien Handel trieben? Der Erzähler, welcher Alles weiß, weiß auch dies. Doch mag dies sein wie es will, die freundliche Antwort der Miß Crawley ermuthigte unsern Freund Rawdon und seine Frau sehr, die nun das Beste von der wieder ausgesöhnten Tante hofften und deshalb Sorge trugen ihr viel angenehme Briefe von Paris zu senden, wohin Rawdon mit der siegreichen Armee zu rücken alle Aussicht hatte.

An die Frau des Pfarrers, welche nach Königin-Crawley zurückgekehrt war, um ihren Mann zu pflegen, schrieb die alte Jungfrau keineswegs eben so freundlich. Diese hatte den verderblichsten aller Mißgriffe in Bezug auf die Schwägerin begangen; sie hatte nicht nur dieselbe und ihre Dienerschaft unterdrückt, sie hatte Miß Crawley gelangweilt und wenn die arme Briggs nur einigermaßen Geist besessen hätte, würde sie sich glücklich geschätzt haben den Auftrag von ihrer Herrin zu erhalten, an die Frau Bute Crawley zu schreiben, um ihr zu sagen, daß Miß Crawley's Gesundheitszustand sich um Vieles verbessert habe seit die Frau Pfarrerin sich entfernt und dieselbe zu bitten sich durchaus nicht zu bemühen und ihre Familie der Miß Crawley wegen zu verlassen. Dieser Triumph über eine Frau, welche sehr stolz und grausam in ihrem Benehmen gegen die Briggs gewesen war, würde ein Genuß für die meisten Frauen gewesen sein, aber die arme Briggs

besaß nun einmal keinen Geist und sobald ihre Gegnerin geschlagen war, fühlte sie Mitleid mit ihr.

Wie thöricht war ich doch, dachte die Frau Pfarrerin und mit Recht, daß ich meine Wiederankunft in dem Briefe andeutete, welchen ich mit den Truthühnern an Miß Crawley schickte, ich hätte kein Wort davon erwähnen sollen. Ach Mann, Mann, warum mußtest du auch gerade jetzt dein Schlüsselbein brechen!

Wir haben gesehen, daß die Frau Pfarrerin, als sie die Karte in der Hand hatte, zu gut spielte; sie hatte die Dienerschaft der Miß Crawley vollständig beherrscht, so daß sie eben so vollständig besiegt werden mußte, sobald sich eine günstige Gelegenheit zur Auflehnung zeigte. Miß Crawley und ihre Dienerschaft glaubten die Opfer schrecklicher Selbstsucht gewesen zu sein. Rawdons Beförderung und die ehrenvolle Erwähnung seines Namens in der amtlichen Zeitung erfüllte die christliche Pfarrerin ebenfalls mit Besorgniß, ob wohl seine Tante gegen ihn sich besänftigen lasse, nachdem er Oberst geworden, und ob wohl die verhaßte Rebecca sich wieder in ihre Gunst einschleiche. Die Frau des Pfarrers schrieb eine Predigt für ihren Mann über die Nichtigkeit des Kriegsruhms und über das Glück der Bösen, welche denn auch der würdige Geistliche mit seiner besten Stimme und ohne eine Sylbe davon zu verstehen, vortrug. Unter seinen Zuhörern befand sich auch sein Neffe, Pitt Crawley, der mit seinen beiden Halbschwestern in die Kirche gekommen war, in welche sich der alte Baronet jetzt gar nicht mehr begab.

Seit der Abreise Rebecca's hatte sich der alte Herr

ganz und gar seiner schlechten Lebensweise ergeben zum großen Aergerniß der Umgegend und zum stummen Entsetzen seines Sohnes. Die Bänder an der Mütze der Jungfer Horrocks wurden glänzender als je; die anständigen Familien mieden das Schloß und dessen Besitzer. Der Baronet ging umher in den Häusern seiner Pächter und trank da und in den Schenkhäusern. Er fuhr in seinem vierspännigen Staatswagen mit der Jungfer Horrocks und die Landleute erwarteten jede Woche wie sein Sohn mit sprachloser Angst, daß er seine Verheirathung mit ihr bekannt machen werde. Das war allerdings eine schwere Last für Herrn Crawley. Seine Beredtsamkeit war deshalb auch gelähmt in den Missionsversammlungen, sowie in den andern frommen Zusammenkünften in der Nachbarschaft, in denen er sonst den Vorsitz zu führen und stundenlang zu reden pflegte; denn er fühlte, wenn er sich erhob, daß die Anwesenden sagten: das ist der Sohn des alten schlechten Sir Pitt, der wahrscheinlich in diesem Augenblick in irgend einem Wirthshause sitzt und trinkt. Und als er einmal vom traurigen Zustande des heidnischen Königs von Timbuctu, sowie von der Zahl der Weiber desselben sprach, die sich ebenfalls in der Finsterniß des Aberglaubens befänden, fragte irgend ein betrunkener Taugenichts unter den Zuhörern: „Wie viel Frauen hat denn der Alte in Crawley?“ so daß der Redner nicht weiter zu sprechen vermochte. Und die beiden Töchter in Königin-Crawley würden ganz ungehindert nach eignem Belieben sich haben umhertreiben können (denn der alte Pitt hatte geschworen, daß keine Gouvernante ihm wieder über die Schwelle dürfe),

hätte nicht Herr Crawley durch Drohungen seinen Vater gezwungen sie in die Schule zu schicken.

Unterdessen stimmten, wie schon erwähnt, die lieben Neffen und Nichten der Miß Crawley, wie verschieden sie auch ihrem Charakter nach sein mochten, in der Liebe zu ihrer alten Tante und in der Beeiferung überein, diese Liebe ihr zu bethätigen. So schickte die Frau Pfarrerin Truthühner, schönen Blumenkohl und eine hübsche Börse, welche ihre lieben Mädchen gehäkelt hatten, und bat sie dabei an die Kleinen gelegentlich sich zu erinnern, während Herr Pitt ihr vom Schlosse Pfirsichen und Trauben und Wildpret sandte. Pitt selbst erschien bisweilen in Brfghton, denn sein übles Verhältniß mit dem Vater nöthigte ihn öfters das Haus zu verlassen und überdies hatte Brighton eine Anziehungskraft für ihn in der Person der Lady J. Sheepshanks, mit der er, wie bekannt, verlobt war. Die Dame hielt sich mit ihren Schwestern und ihrer Mutter, der Gräfin Southdown, in Brighton auf.

Wir müssen jetzt einige Worte über diese Dame und ihre adlige Familie sagen, da sie mit dem Hause Crawley so nahe in Verbindung kommen sollte. Das Haupt der Familie Southdown, Clemens Wilhelm, vierter Graf von Southdown, giebt keine Veranlassung viel zu erzählen, außer daß er unter der Vermittlung von Wilverforce in das Parlament kam und ein ernsthafter junger Mann war; Worte aber können die Gefühle seiner bewunderungswürdigen Mutter nicht beschreiben, als sie sehr bald nach dem Tode ihres hochadeligen Gemahls erfuhr, ihr Sohn sei Mitglied verschiedener weltlicher Clubbs und habe hier und

da im Spiel sehr ansehnlich verloren, auch in Folge davon Geld auf die zu erwartende Erbschaft hin aufgenommen und die Familiengüter belastet; er fahre vierspännig und habe eine Loge im Theater, wo man ihn täglich in Gesellschaft von höchst gefährlichen unverheiratheten Männern sehe. Im Kreis der Wittwe wurde von da an sein Name nur mit Wehklage erwähnt.

Lady Emilie war um viele Jahre älter als ihr Bruder und nahm eine ansehnliche Stellung in der ernsten Welt ein als Verfasserin einiger der schon früher erwähnten höchst erbaulichen Abhandlungen und vieler geistlicher Gedichte. Bereits eine gereifte alte Jungfrau, warf sie nur noch spärliche Blicke auf die ehelichen Freuden hin; alle ihre Gefühle wendeten sich dagegen den Schwarzen zu. Ihr verdanken wir, wie ich glaube, das wundervolle Lied, —

„Auf sonnige Inseln will ich hin
Im Abendmeere gelegen,
Dort weint der Neger mit trübem Sinn
Auf den selbstgeschaffnen Segen." ꝛc.

Sie stand mit geistlichen Herren in den meisten unserer ost- und westindischen Besitzungen in Briefwechsel und hing heimlich Sr. Ehrwürden Silacs Hornblower an, der sich auf die Südseeinseln zurückgezogen hatte.

Was Lady Jane betrifft, der, wie wir sagten, Herr Pitt Crawley seine Neigung zugewendet hatte, so war sie sanft, verschämt, schweigsam und schüchtern. Seines Abfalls ungeachtet, weinte sie um ihren Bruder, und fühlte sich förmlich beschämt, daß sie ihn dennoch liebte. Sie konnte es nicht unterlassen zuweilen einige flüchtige Zei-

len heimlich an ihn zu richten, die sie selbst unbemerkt in den Briefkasten steckte. Das einzige schreckliche Geheimniß, das auf ihrem Leben lastete, war, daß sie und der alte Haushälter verstohlen einen Besuch auf den Zimmern Southdowns in Albany gemacht hatten. Dort fanden sie ihn — o, über den leichtsinnigen, lieben, verlorenen Schelm! — mit einer Cigarre im Munde und einer Flasche Curaçao vor sich. Sie bewunderte ihre Schwester, sie verehrte ihre Mutter, sie hielt Herrn Crawley für den angenehmsten, vollendetsten Mann — nächst Southdown, diesem gefallenen Engel: und ihre Mutter und Schwester, für sie Wesen höherer Art, walteten über ihr und betrachteten sie mit jenem gefälligen Mitleid, mit dem jede wahrhaft überlegene Frau ihre Sorgfalt zutheilt. Die Mutter sorgte für ihre Kleider, ihre Bücher, ihren Kopfputz wie für ihre Ideen. Sie mußte ihren Pony reiten, ihr Piano spielen und alles Andere üben, grade wie es Lady Southdown gefiel und ihre Herrlichkeit ließ es sich nicht nehmen ihre Tochter, ungeachtet ihrer jetzigen sechsundzwanzig Jahre, unter ihren Flügeln zu halten, als Lady Jane der Königin Charlotte vorgestellt werden sollte.

Diesen Damen allein machte Herr Crawley einen persönlichen Besuch, als sie zuerst ihr Haus in Brighton bezogen; in dem Hause seiner Tante begnügte er sich eine Karte abzugeben und erkundigte sich gelegentlich bei Herrn Bowls oder einem aufwartenden Diener achtungsvoll nach der Gesundheit der Leidenden. Miß Briggs begegnete er, als sie mit einer Ladung Novellen unter dem Arm vom Buchhändler heimkehrte. Herr Crawley erröthete in ganz ungewohn-

ter Weise, doch trat er vorwärts und schüttelte Miß Crawley's Gesellschafterin die Hand, indem er Miß Briggs zugleich der Dame vorstellte, die sich grade in seiner Begleitung befand. Es war Lady Jane Sheepshanks und er sagte zu ihr: „Lady Jane, erlauben Sie mir Ihnen Miß Briggs, die liebste Freundin, die zärtlichste Genossin meiner Tante vorzustellen, die Sie bereits unter anderem Titel als die Verfasserin der lieblichen „Lieder des Herzens“ kennen, über die Sie so entzückt sind.“ Lady Jane erröthete gleichfalls, als sie ihre hübsche kleine Hand Miß Briggs entgegenstreckte, einige höfliche und unzusammenhängende Worte über Mama vorbrachte, einen Besuch bei Miß Crawley vorschlug und ihre Freude bezeigte, mit den Freundinnen und Verwandten von Miß Crawley bekannt zu werden. Mit sanften, taubengleichen Augen begrüßte sie Miß Briggs, als sie sich trennten, während Pitt Crawley ihr einen eben so tiefen höfischen Bückling machte, wie er dies bei Ihrer Hoheit der Herzogin von Pumpernikel gewöhnt war, als er sich als Attaché an deren Hofe befand.

Der verschmitzte Diplomat und Schüler des machiavellistischen Binkie! Er war es, der Lady Jane die früheren Gedichte der armen Briggs in einer Abschrift gegeben hatte, die er sich in Königin-Crawley gesehen zu haben erinnerte, begleitet von einer Widmung der Dichterin an seines Vaters verstorbene Frau. Er hatte diesen Band mit sich nach Brighton gebracht, ihn in der Southampton-Kutsche gelesen und mit seinem Bleistift Bemerkungen eingetragen, bevor er ihn der guten Lady Jane überreichte. Er war es auch, der Lady Southdown die großen Vortheile entwickelte, welche

ein inniges Verhältniß zwischen ihrer Familie und Miß Crawley zur Folge haben würde, — Vortheile sowohl weltlicher als geistlicher Art. Er stellte vor: Miß Crawley stehe nun ganz allein; die übermäßige Verschwendung und die Heirath seines Bruders Rawdon hätte diesem ruchlosen jungen Mann ihre Neigung entfremdet, die gierige Tyrannei und der Geiz der Mistreß Bute Crawley die alte Dame veranlaßt sich den übertriebenen Ansprüchen dieses Theils der Familie zu widersetzen und obgleich er selbst es sein ganzes Leben lang vermieden habe sich eines vielleicht sehr unzeitigen Stolzes wegen um Miß Crawley's Freundschaft zu bewerben, so halte er doch dafür, daß jetzt jedes geeignete Mittel angewendet werden müsse, um sowohl ihre Seele vor dem Verderben zu bewahren, als auch ihm, als dem Haupte des Crawleyschen Hauses, ihr Vermögen zu sichern.

Der kräftige Sinn Lady Southdowns ergriff den Vorschlag ihres Schwiegersohns nach beiden Richtungen hin mit Eifer und sie legte sogleich Hand ans Werk Miß Crawley zu bekehren.

Fuhr doch diese hohe, ehrwürdige Verkündigerin der Wahrheit auf ihren eigenen Besitzungen zu Southdown wie zu Trokternewnkastle in ihrer Kutsche, von Vorreitern begleitet, umher, streute ganze Packete von Traktätlein unter die Landleute und Pächter und gab den Befehl, Gaffer Jones solle sich bekehren, mit derselben Bestimmtheit, mit der sie Goody Hicks vorschrieb ein Brustpulver zu nehmen, ohne den Widerspruch oder das Vorrecht der Geistlichkeit zu beachten.

Lord Southdown, ihr seliger Gatte, ein epileptischer und schwachköpfiger Landedelmann, war gewöhnt Alles zu billigen, was seine Mathilde that oder dachte. Wie immer sich ihr eigener Glaube umgestalten mochte (und sie bequemte sich damit der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Meinungen an, wie sie ihr von allen Arten frommer Doktoren unter den Dissentern eingeflößt wurden), so hatte sie doch nicht das mindeste Bedenken von allen ihren Pächtern und Untergebenen die sofortige Nachfolge zu verlangen. Alle mußten glauben, was sie grade glaubte, mochte diese veränderte Richtung von Se. Ehrwürden Saunders Mc Niton, dem schottischen Erleuchteten, oder von Se. Ehrwürden Leke Waters, dem wilden Wesleyaner, oder von Se. Ehrwürden Giles Jowls, voll göttlicher Offenbarungen, einem Stümper, herrühren, der sich selbst den Titel Ehrwürden beigelegt, gleich wie sich Napoleon selbst zum Kaiser gekrönt hatte. Die Hausgenossen, Kinder und Landsassen der Lady Southdown mußten jedesmal mit ihrer Herrlichkeit zugleich auf die Knie fallen und zu den Aussprüchen und Gebeten dieser gelehrter Herren Amen sagen. Während dieser Uebungen war es dem alten Southdown, in Berücksichtigung seines gebrechlichen Zustandes, gestattet in seinem Zimmer zu sitzen und bei einem Glase Glühwein die Zeitungen zu lesen. Lady Jane war die Lieblingstochter des alten Grafen; sie pflegte ihn und liebte ihn aufrichtig; Lady Emilie, die Verfasserin „der Waschweiber von Fechley" erschreckte dagegen mit ihren Androhungen ewiger Strafen (in diesem Zeitraum nämlich, später änderten sich ihre Meinungen) den furchtsamen alten Mann der-

maßen, daß die Aerzte seine Anfälle als regelmäßige Folgen der Predigten seiner Tochter erklärten.

„Ich muß sie jedenfalls besuchen," sagte Lady Southdown in Entgegnung auf die Ermahnungen des Bräutigams ihrer Tochter, Pitt Crawley's, —

„Wer ist Miß Crawley's Hausarzt?"

Crawley nannte Herrn Creamer.

„Ein höchst gefährlicher und unwissender Arzt, mein lieber Pitt. Ich habe mich immer vorsorglich bemüht ihn aus verschiedenen Häusern zu entfernen, obwohl mir dies in einigen Fällen nicht zu rechter Zeit gelungen ist. So konnte ich den guten alten General Glanders nicht mehr retten, der unter den Händen dieses ungeschickten Mannes starb. Es besserte sich ein wenig mit ihm, als ich ihm Podgers Pillen beibrachte; aber ach! es war zu spät. Doch sein Sterben war entzückend, denn die Bekehrung, die ich bei ihm bewirkte, gereichte ihm zum Heile, aber Creamern, mein lieber Pitt, muß Ihre Tante entlassen."

Pitt drückte seine vollständige Beistimmung aus.

War er doch zeither immer von der Geisteskraft seiner edlen Verwandtin und künftigen Schwiegermutter gegängelt worden. Sie hatte ihn dahin gebracht, Saunders Mc Nitre, Luke Waters, Giles Jowls, Podgers Pillen, Rodgers Pillen, Pokeys Elexir, kurz jedes zeitliche oder geistliche Heilmittel ihrer Herrlichkeit anzunehmen. Nie verließ er ihr Haus, ohne einige Pillen quacksalbernder Theologie oder Medicin ehrfurchtsvoll mit sich fortzutragen. O meine lieben Brüder und Genossen auf dem Jahrmarkt des Lebens, wer unter euch kennt nicht solche gütige Despoten und lei-

det unter ihnen? Es ist umsonst, zu ihnen zu sagen: Beste Madam, ich nahm voriges Jahr auf Ihren Rath Podgers Specificum, ich glaube daran. Warum, warum soll ich unsern Glauben jetzt widerrufen und auf Rodgers Sache schwören? Das hilft alles nichts; kann mich die gläubige Proselytenmacherin nicht durch Gründe überzeugen, so bricht sie in Thränen aus und der Widerspenstige findet sich am Ende des Streits genöthigt das Ding zu verschlucken und auszurufen: „Wohl, wohl, Rodger thut's."

„Und was ihre Seele betrifft," fuhr die Lady fort, „so ist nicht's zu versäumen; so lange Creamer um sie ist, kann es jeden Tag mit ihr ein Ende nehmen, und in welchem Zustande, mein lieber Pitt, in welchem entsetzlichen Zustande! Ich will Se. Ehrwürden Mr. Irons schleunigst zu ihr schicken. Jane, schreibe Herrn Bartholomäus Irons einige Zeilen in meinem Namen, sage ihm, daß ich heut' Abend, nach halb sechs Uhr das Vergnügen seiner Gesellschaft beim Thee zu haben wünsche. Der weiß die Herzen zu rühren; Miß Crawley muß ihn noch heut' sehen, bevor sie zu Bett geht. Und du Emilie, meine Liebe, mache ein Packet Bücher für Miß Crawley zurecht. Nimm „den Ruf aus den Flammen," „die Warnungstrompete von Jericho" und „die zerbrochenen Fleischtöpfe" oder „den bekehrten Cannibalen."

„Auch „die Waschweiber von Finchley" Mama," rief Lady Emilie. „Es scheint mir gut, erst auf einschmeichelnde Weise zu beginnen.

„Halt, meine theure Ladies," sagte Pitt, der Diplomat. Bei aller Hochachtung für die Meinungen meiner

geliebten und verehrten Lady Southdown, halte ich es doch nicht für rathsam, so früh schon mit diesen durchgreifenden Mitteln bei Miß Crawley anzufangen. Erwägen Sie genau ihre Lage und wie wenig, wie so sehr wenig sie zeither gewöhnt war ihre Betrachtungen der Wohlfahrt ihres unsterblichen Theils zuzuwenden.“

„Kann man denn damit zu früh anfangen, Pitt?“ sprach Lady Emilie, die bereits mit sechs kleinen Büchern in der Hand erschien.

„Wenn Sie aber so plötzlich anfangen, so werden Sie sie ganz und gar erschrecken. Ich kenne meiner Tante weltlich gesinntes Wesen zu genau, um nicht zu wissen, daß ein plötzlicher Versuch zu ihrer Bekehrung das ungeeignetste Mittel sei, das man ergreifen kann, das Seelenheil dieses unglücklichen Frauenzimmers zu retten. Sie wollen ihr nur Schreck und Qual bereiten, aber diese Bücher wird sie von sich schleudern und es verweigern, diejenigen kennen zu lernen, die ihr solche zugeschickt haben.“

„Sie sind gerade so weltlich gesinnt wie Miß Crawley, Pitt,“ sagte Lady Emilie indem sie mit ihren Büchern in der Hand aus der Stube stürzte.

„Und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, meine liebe Lady Southdown,“ fuhr Pitt mit leiser Stimme und ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, wie nachtheilig der geringste Mangel an Gefälligkeit und Vorsicht den Hoffnungen sein würde, welche wir in Hinsicht der irdischen Güter meiner Tante hegen. Erwägen Sie, sie hat siebzig Tausend Pfund; denken Sie an ihr Alter und ihre äußerst nervöse und zarte Beschaffenheit. Ich weiß,

daß sie das Testament zurückgenommen hat, welches zu Gunsten meines Bruders, des Obersten Crawley, errichtet worden war. Nur durch besänftigende Mittel können wir diesen irregeleiteten Geist auf den rechten Pfad lenken, nicht indem wir ihn zurückschrecken; — und so denke ich, Sie werden mit mir übereinstimmen, daß — daß" —

„So, so," bemerkte Lady Southdown. „Jane, meine Liebe, Du hast nicht nöthig diesen Zettel an Herrn Irons zu senden. Ist ihre Gesundheit so angegriffen, daß ernsthafte Verhandlungen sie ermüden könnten, so wollen wir ihre Besserung abwarten. Ich werde Miß Crawley morgen besuchen."

„Und wenn ich mich unterfangen darf, meine süße Lady," sagte Pitt in sanftem Tone, „so würde ich nicht rathen unsere vortreffliche Emilie mitzunehmen, welche zu sehr Enthusiastin ist; lassen Sie sich lieber von unserer lieben, süßen Lady Jane begleiten."

„Ganz gewiß, Emilie würde Alles verderben," erwiderte Lady Southdown, welche sich diesmal bewegen ließ, ihrem sonstigen Gebrauch zu entsagen, der, wie wir schon sagten, darin bestand, daß sie, ehe sie persönlich ein Wesen niederdrückte, welches sie zu unterjochen gedachte, erst eine Ladung von Traktätchen auf den bedrohten Gegner abfeuerte — nach derselben Taktik, mit der die Franzosen jedem Bajonnetangriff erst eine wüthende Kanonade vorhergehen ließen. Lady Southdown ließ sich es also diesmal gefallen, sei es aus Rücksicht auf das Befinden der Leidenden, sei es um die Wohlfahrt der

Seele derselben nicht zu verscherzen, oder sei es, um ihr Vermögen nicht einzubüßen, vorläufig zu temporisiren.

Am nächsten Tage fuhr die große, für den weiblichen Theil der Southdown'schen Familie bestimmte Kutsche mit der Grafenkrone und der Raute im Staat vor Miß Crawley's Thür war, und der lange ernste Lackei händigte Bowls die Karte ihrer Herrlichkeit für Miß Crawley und eine zweite für Miß Briggs ein. In Folge eines getroffenen Uebereinkommens schickte Lady Emilie an letztere Dame gegen Abend ein Packet mit Auszügen aus den „Waschweibern" und andere zarte ausgewählte Abhandlungen zu Miß Briggs besonderer Durchsicht, nebst einigen Beilagen für das Gesindezimmer, nämlich: „Braten aus der Speisekammer," „die Bratpfanne und das Feuer" und „die Befreiung von der Sünde," sämmtlich von weit strengerer Art.
